



**Ich bin fremd
gewesen**

**und ihr habt mich
aufgenommen**

Kirche und Migration

Evangelische Kirche von Westfalen
Hauptvorlage zur Landessynode im November 2018

**„Ich bin fremd gewesen,
und ihr habt mich aufgenommen.“**

Kirche und Migration



Diese Lese-Fassung enthält nur einen kleinen Teil des gesamten Materials. Seien Sie neugierig, besuchen Sie uns auf kircheundmigration.ekvw.de und entdecken Sie die umfangreiche Online-Fassung.



Vorwort

„Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen“: Immer schon hat die Kirche in diesem Satz einen klaren Auftrag gehört. Christus, der sich als Weltenrichter am Ende aller Zeiten verwechselbar macht mit den Hungernden, Kranken, Gefangenen und Fremden, ruft uns an deren Seite.

Als im Herbst 2015 in großer Zahl und binnen kurzer Frist Menschen in unser Land kamen, die Schutz vor Krieg und Verfolgung und neue Lebensperspektiven suchten, fragte auch die Kirche zuallererst danach, was handfest zu tun sei. Gemeinden und Kirchenkreise, Ämter und Werke und vor allem zahlreiche Ehrenamtliche boten – und bieten – konkrete Hilfe an: Vom Obdach über den Sprachkurs, die Kleiderspende, die Hilfe bei Behördengängen bis zum Kirchenasyl. Mit der Zeit aber wurden – und blieben – in Gesellschaft und Kirche tiefere Fragen und neue Herausforderungen wach. Grundsätzliche Sorgen meldeten sich, vernachlässigte Probleme traten zutage, Konflikte eskalierten teilweise zu offener Gewalt.

„Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen“: Der biblische Satz regt dazu an, im Fremden mehr zu sehen als lediglich den Bedürftigen, der Hilfe braucht.

Fremde sind Menschen mit anderer Kultur, mit anderer Religion, mit anderer Sprache aus einem anderen politischen Kontext. Das löst manche Sorge und manche Befremdung aus, die nicht überspielt oder kleingeredet werden dürfen.

Geflüchtete, Migrantinnen und Migranten sind Menschen, die „Ich“ sagen; die ihre Geschichte haben, von ihren Sorgen und Hoffnungen erzählen können, selber

mitreden und aktiv sind. Sie wollen nicht auf Dauer Objekte von Mitleid und Zuneigung, von Skepsis oder Angst bleiben.

„Ihr habt mich aufgenommen“: Viel Bereitschaft zur Veränderung ist nötig, damit solches Aufnehmen gelingen kann. Viel Offenheit braucht es, damit wirkliches Ankommen und echtes Miteinander möglich werden. Bei denen, die kommen. Und bei denen, die da sind.

Dass in den Herausforderungen der Fremdheit Christus selbst begegnet, ist leise Ahnung, kräftige Provokation und tiefe Verheißung zugleich.

Es gilt, besonders aufmerksam hinzusehen und hinzuhören, klar die Fragen und Fakten zu benennen, Position zu beziehen und Ratlosigkeit auszuhalten. Und: Es verbietet sich, Fremdheit von vornherein als Bedrohung abzuwehren und Migration und Flucht ausschließlich als Problem zu verstehen.

Im Fremden beschenkt Christus als Herr der Kirche die Kirche mit sich selbst.

Diese leise Ahnung, diese kräftige Provokation, diese tiefe Verheißung ist auch in der Evangelischen Kirche von Westfalen angekommen. An vielen Orten und auf vielerlei Weise ist sie hier bei uns zu überraschenden und beglückenden Erfahrungen geworden.

Dies stimmt dankbar und hoffnungsvoll. Es lässt neugierig fragen, was Geflüchtete mitbringen und brauchen, was im Blick auf Flucht und Migration dem Frieden dient, was das Miteinander stärkt und die Würde aller achtet. Es lässt staunen über die vielen Möglichkeiten der Kirche, sich selbst zu verändern und zu öffnen, um ihrem fremden Herrn neu zu begegnen.

Die Hauptvorlage lädt ein zum Nachdenken und Nachfragen, zu Ergänzung und Kritik, zu respektvollem Streit und zu überraschenden Entdeckungen.

Ich danke allen Verantwortlichen für ihre Mühe, Sorgfalt und Kreativität, die in die Erstellung der Hauptvorlage geflossen sind. Allen, die sich mit der Hauptvorlage beschäftigen, mitdenken, mitreden und mitfragen, wünsche ich Gottes Segen.

Annette Kurschus

Annette Kurschus
Präses

Inhalt

Vorwort	2
Einleitung: „Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“ (Matthäus 25,35)	4
Ihr habt mich aufgenommen	4
Ich bin fremd gewesen	4
Warum gerade jetzt wieder über Migration reden?	5
1. Biblisch-theologische Vergewisserung	7
1.1 Die Bibel als Zeugnis von Migration und Wanderschaft	7
1.2 Israels Grunderzählungen	9
1.3 Jesus Christus – unterwegs und fremd	11
1.4 Kirche Jesu Christi in Gottes Mission	14
2. Sozialethische Orientierung	15
2.1 Länderspiel der Herzen	15
2.2 Deutschland als eine von Migration geprägte Gesellschaft	17
2.3 Wachsende Vielfalt gestalten – eine Aufgabe der Religionen	20
2.4 Wege der Integration eröffnen	21
3. Praktische Impulse für Kirche und Gemeinde	23
3.1 Gemeinsam Kirche sein	23
3.2 Gemeinsam den Glauben feiern	26
3.3 Glauben weitergeben und bezeugen	27
3.4 Verantwortung übernehmen	30
4. Konsequenzen für Kirche und Gesellschaft	32
4.1 Den Dialog festigen – Die interkulturelle Entwicklung der Kirche fördern	33
4.2 Kirchenasyl gewähren – Recht auf Asyl stärken – sichere Passagen gewährleisten	34
4.3 Ein Einwanderungsgesetz einführen	36
4.4 Position beziehen	37
Fazit	39

Einleitung: „Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“ (Matthäus 25,35)

Ihr habt mich aufgenommen

Dieser Satz beschreibt eigentlich den Normalfall. Wer Altvertrautes hinter sich lässt und irgendwo neu anfängt, ist darauf angewiesen, aufgenommen zu werden. Für Menschen, die aus der Heimat vertrieben wurden oder die Flucht ergreifen mussten, bedeutet „ihr habt mich aufgenommen“ so viel wie: Ich bin mit dem Leben davongekommen, ich bin gerettet, ich habe wieder eine Chance für mein Leben. Aufgenommen zu werden ist eine lebensnotwendige Erfahrung.

Was weltweit heute vielen Millionen Menschen widerfährt, ist auch der Kriegs- und Nachkriegsgeneration in unserem Lande nicht fremd. Nach 1945 haben zwölf Millionen Menschen ihre alte Heimat verloren und mussten sich eine neue Heimat suchen und schaffen. Das hat sie und nachkommende Generationen geprägt. Die Heimat zu verlieren ist etwas Furchterregendes. Seine Heimat verliert, wer vertrieben wird oder fliehen muss. Seine Heimat verliert aber auch der, dessen Land von Fremden erobert, besetzt oder beherrscht wird. Die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge war eine große gemeinsame Leistung. Eine Heimat haben bedeutet so viel wie: mit vertrauten Menschen an einem vertrauten Ort zu leben, ohne Angst und in guter Beziehung. Es heißt so viel wie: gesegnet zu sein.

In unserer christlichen Tradition haben wir eine bestimmte Perspektive. Jesus setzt hier bleibende Maßstäbe: Treue und fleißige Menschen sollen sich am Segen Gottes freuen können. Auch fremde, hungrige, durstige, nackte, kranke, sogar schuldig gewordene Menschen finden einen Ort zum Leben. Segen macht die Welt zu einem Platz, an dem Menschen gemeinsam eine Bleibe finden, jenseits von Eden. Sie bekommen miteinander einen Vorgeschmack auf die himmlische Heimat.

Ich bin fremd gewesen

Fremd zu sein ist nicht immer eine Not. Das Fremde ist ja auch das Verlockende. Besuche zwischen Partnerstädten in Europa oder auch zwischen Partnerkirchen weltweit haben immer auch etwas Exotisches, Reizvolles und atmen nach wie vor den Duft der großen, weiten Welt. Fremde Menschen werden als Gäste aufgenommen, genauso wie wir als Fremde von unseren Gastgebern aufgenommen werden.

Menschen haben ein Recht, fremd zu sein. Sie haben ein Recht, sie selbst zu sein, und niemand darf ihnen den Anspruch aufnötigen: Entweder du wirst wie wir, oder du bist nicht mehr willkommen. Fremdsein und Angenommensein sind kein Widerspruch, sondern zwei Seiten derselben Medaille. (Was sollte aus einem langjährig verbundenen Paar werden, wenn es den *Unterschied* zwischen Ich und Du nicht mehr geben dürfte...)

Das Fremde kann das Begehrte sein. Das Beispiel der fremden und exotischen Küche liegt auf der Hand. Berühmte Maler haben Anfang des 20. Jahrhunderts den Zauber der Südsee gesucht. Vom Reiz der Fremde, des Fremden und Exotischen leben nicht zuletzt unser Fernweh und das große Interesse an Kreuzfahrten und Weltreisen. Ich kann mich auch an das Fremde gewöhnen, es immer mehr zu schätzen lernen, mir aneignen und sogar bedauern, dass das Fremde durch Gewöhnung und Aneignung seine Besonderheit verliert.

Aber auch das ist wahr: Fremdes kann ängstigen, einfach nur, weil es anders und ungewohnt ist. „Fremde Länder, fremde Sitten“, sagt ein altes Sprichwort. Das kann verunsichernd wirken. Das Fremde kann nicht nur ängstigen, weil es anders ist. Das Fremde kann wie das vermeintlich Vertraute auch Böses im Schilde führen. Man glaubt, einen Menschen zu kennen und ihm vertrauen zu können, und dann kommt es zu Verrat, Missbrauch, Gewalt, Kriminalität. Niemand hätte damit gerechnet. Man gewährt dem Fremden Gastfreundschaft, öffnet ihm die Tür, gibt ihm Raum zur Entfaltung, und dann zeigt er sein wahres Gesicht als Extremist und Gewalttäter. Es hat auch Gründe, wenn etwa in der lateinischen Sprache das Wort *hostis* zugleich „der Fremde“ und „der Feind“ bedeutet. Es gibt eben keinen Menschen, dem gegenüber nicht auch Vorsicht und Wachsamkeit geboten sind.

Es bedarf eines ganzen Dorfes, um ein Kind zu erziehen, sagt ein afrikanisches Sprichwort. Die Gemeinschaft bezieht den einzelnen Menschen in Leben und Arbeit ein, gibt ihm Zuwendung, führt ihn in das Miteinander ein, lässt es aber bei Normverletzungen auch nicht an umgehender erforderlicher Ansprache und entsprechenden Sanktionen fehlen. Das gilt nicht nur für Kinder. Es braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, was geschieht, wenn es genau daran mangelt. Dabei ist zu bedenken: Menschen, die aus anderen Ländern zu uns gekommen sind und bei uns Zuflucht gefunden haben, sind einem speziellen, engmaschigen Regelwerk – zum Beispiel den Aufenthalts- und Arbeitsbestimmungen für Flüchtlinge und Asylbewerber – unterworfen, das nur für sie, aber nicht für die einheimischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger gilt. Dass nur sie – und nicht auch Einheimische – diesbezügliche Regelverstöße begehen können, liegt auf der Hand. Anders verhält es sich hingegen bei Diebstahl, Betrug, Gewalt und Missbrauch bis hin zum organisierten Verbrechen. Hier finden sich unter den Einheimischen ebenso Täter wie unter den Flüchtlingen. Kriminalität muss mit anderen Worten nicht erst importiert werden. Zwar gibt es infolge des Bevölkerungszuwachses durch Flüchtlinge und Zugewanderte ein Mehr an bestimmten Delikten. Daraus lässt sich jedoch nach Einschätzung aller Experten nicht auf eine höhere Kriminalität unter den zu uns gekommenen Menschen schließen. Vielmehr gilt für Einheimische wie für Flüchtlinge und Zugewanderte gleichermaßen: Es gibt unabhängig von der kulturellen Herkunft, der religiösen oder weltanschaulichen Zugehörigkeit oder dem sozialen Status Faktoren, die Kriminalität begünstigen und fördern, und andere, die vorbeugend wirken.



2016 hatte 22,5 Prozent der bundesdeutschen Bevölkerung Migrationshintergrund, in NRW 27,2 Prozent. (Quelle: Statistisches Jahrbuch 2017) Dazu heißt es: „Eine Person hat dann einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil nicht mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren ist. Zu den Personen mit Migrationshintergrund gehören im Einzelnen alle Ausländerinnen und Ausländer, (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aus-siedler und Eingebürgerten. Ebenso gehören dazu Personen, die zwar mit deutscher Staatsangehörigkeit geboren sind, bei denen aber mindestens ein Elternteil Ausländer/-in, (Spät-) Aussiedler/-in oder eingebürgert ist.“

Warum gerade jetzt wieder über Migration reden?

Die Evangelische Kirche von Westfalen (EKvW), ihre Mitglieder, Gemeinden und Einrichtungen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten stark engagiert für die Aufnahme und Integration von Menschen, die aus Gründen politischer Verfolgung oder aus anderen Gründen – insbesondere wirtschaftliche Not, Bürgerkrieg oder Krieg – zu uns gekommen sind. Sie hat auf der Basis des Evangeliums Stellung bezogen zu grundlegenden Fragen und aktuellen Herausforderungen. Warum wendet sich die Evangelische Kirche von Westfalen heute an die Öffentlichkeit mit einer Hauptvorlage „Kirche und Migration“? Antwort: Wir halten es für erforderlich,

erneut und noch einmal grundlegend Stellung zu beziehen. Die Lage hat sich in den vergangenen Monaten und Jahren verschärft. Die Probleme sind immer drängender geworden. Gleichzeitig wird die Diskussion darüber immer unversöhnlicher und immer enthemmter geführt.

Mehr als eine Million Kinder, Frauen und Männer sind seit 2015 auf der Flucht vor Krieg, Terror, politischer Verfolgung und Gewalt in ihrem Heimatland und in der Hoffnung auf ein Leben ohne Todesangst zu uns nach Deutschland gekommen.

Mit überwältigendem Einsatz haben zahllose Bürgerinnen und Bürger, christliche Gemeinden, christliche und säkulare Wohlfahrtsverbände, Initiativen, Vereine, Unternehmen und Gewerkschaften sich zusammen mit den Verantwortlichen in den Kommunen vor Ort für die Integration der Geflüchteten engagiert und eine in diesem Maße nicht erwartete Willkommenskultur mit Leben gefüllt.



Ich habe durch die Flüchtlinge neue Freunde gefunden. Ich habe viel gelernt und erfahre viel Dankbarkeit und Gastfreundschaft.

Mann, 52 Jahre

Es hat sich allerdings auch gezeigt, dass Zuwanderung in diesem Ausmaß und Tempo zugleich eine große Herausforderung für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft ist. Sie hat zu Verunsicherung und Spannungen geführt.

Zum einen, weil es eine langfristige, anspruchsvolle und auch schwierige Aufgabe ist, die geflüchteten Menschen dauerhaft in unsere Gesellschaft zu integrieren. Erwachsene wie Kinder und Jugendliche müssen angemessenen Wohnraum finden, die deutsche Sprache erlernen, Zugang zu Bildung und Arbeit finden.

Zum anderen sind viele Menschen in unserer Gesellschaft ohnehin tief verunsichert. Die ihnen bislang vertraute Welt verändert sich rasant und tiefgreifend. Immer weniger sehen sie, wo in diesen unübersichtlichen Umwälzungen ihr eigener Platz sein kann. Die wirtschaftliche und kulturelle Globalisierung stellt vertraute Werte in Frage. Digitalisierung, Mobilität, neue Arbeitsformen und fortschreitende Individualisierung eröffnen ungeahnte neue Möglichkeiten. Sie stellen zugleich vertraute Lebenskonzepte, Sicherheiten und Orientierungsrahmen für viele Menschen radikal in Frage. Es fällt schwer, die immer schnelleren grundlegenden Umwälzungen in der globalen Wirtschaft zu begreifen. Ausschlaggebende Faktoren, von denen das Leben bestimmt wird, scheinen sich den Mitwirkungsmöglichkeiten der Bürgerinnen und Bürger mehr und mehr zu entziehen. Umso größer wird die Furcht, dass diese Entwicklungen die eigenen Zukunftschancen bedrohen.

Die Menschen, die als Geflüchtete oder Migrantinnen und Migranten zu uns kommen, werden von vielen inzwischen als Verkörperung oder Verursacher dieser Sorgen und Ängste wahrgenommen. Integration ist ein komplizierter und langfristiger Prozess. Er ist mit Schwierigkeiten und Problemen verbunden. Viele empfinden das zunehmend als Überforderung. Leben in Vielfalt klingt schön – kann aber auch als Bedrohung der eigenen, vertrauten Lebensbezüge empfunden werden. Immer mehr Menschen fühlen sich in unserer Gesellschaft abgehängt und ausgegrenzt. Manche von ihnen empfinden Migrantinnen und Migranten mit der Fähigkeit und dem Willen zum sozialen Aufstieg als Konkurrenten um Arbeitsplätze.

Zugleich erleben wir, dass gegenwärtig weltweit Populisten und Rechtsextreme diese Verunsicherungen, Sorgen und Spannungen für sich nutzen und vor ihren Karren spannen. Sie verwandeln die Sorgen der Bevölkerung in Angst und Hass. Sie richten diesen Hass auf Menschen mit Migrationsgeschichte und Geflüchtete, aber auch auf Menschen, die deren Rechte einfordern und ihnen helfen. Gegen Hassparolen und Einschüchterungsversuche gilt es, Haltung zu zeigen und Widerstand zu leisten.



Ich kümmere mich seit 2015 um viele geflüchtete Menschen. Es fing alles so gut an. Ich habe viel Zeit und Energie ‚geopfert‘. Bei vielen hat sich mittlerweile eine bleierne Schwerfälligkeit über ihr Leben gelegt und der Schwung ist raus. Von einigen fühle ich mich ausgenutzt, andere kommen einfach nicht weiter.

Frau, 53 Jahre

Wie kann in einer solchen Situation die Kirche zur Orientierung und Versachlichung beitragen? Wie können die Hoffnungsgeschichten und Hoffnungsbilder der Bibel Menschen tragen in ihrer Verunsicherung und Sorge? Wie kann diese biblisch begründete Hoffnung Kraftquelle für unser Leben und Handeln werden, für unsere Solidarität mit den Menschen, die unseren Einsatz brauchen? Wie kann sie uns Mut machen, angesichts der Unüberschaubarkeiten, Unsicherheiten und Abgründe der gegenwärtigen Entwicklungen, gemeinsam Zukunft zu gestalten?



Ich kenne die Bibel nicht. Stimmt es, dass alle, die darin vorkommen, Migranten sind? [...] Diese ganze Migranten- und Flüchtlingsthematik heute wird geschönt, wenn man sie unmittelbar mit der Zeit Jesu in Verbindung bringt.

Ulrich Müller, Feuerwehrmann a.D., Schwerte

Diese Hauptvorlage der Evangelischen Kirche von Westfalen ist kein Wort aus dem Himmel. Sie versteht sich aus der Perspektive des Miteinanders: gemeinsam mit unseren Partnern in Staat und Gesellschaft. Wir wollen unsere Erfahrungen und Erkenntnisse in die öffentliche Diskussion einbringen. Und wir wollen aus der öffentlichen Debatte unsererseits lernen. Denn uns ist bewusst: Als Christinnen und Christen benötigen wir für unsere Verständigung über die uns leitende Grundhaltung immer wieder neu Justierung und Korrektur, Vergewisserung und Klärung. So verstehen wir den Auftrag der Kirche und ihre konkreten Aufgaben angesichts sich neu zuspitzender Herausforderungen. Deshalb freuen wir uns auf die Möglichkeiten direkter Reaktion und Kommunikation, die mit der interaktiven Internetfassung dieser Hauptvorlage erstmals gegeben sind. Unter kirche-und-migration.ekvw.de finden Sie den Text der Hauptvorlage mit viel zusätzlichem Material, wie Bildern, Geschichten, Filmen, O-Tönen, Andachten und vertiefenden Statistiken und Texten.

Lassen Sie sich davon anregen. Und regen Sie uns an mit Ihren Reaktionen!

1. Biblisch-theologische Vergewisserung

1.1 Die Bibel als Zeugnis von Migration und Wanderschaft

Wer von den vielfältigen Migrationswirklichkeiten der Gegenwart aus in die Bibel blickt, begegnet altvertrauten Geschichten – und wird zugleich herausgefordert, diese mit neuen Augen zu sehen. Gerade für die alteingesessenen Kirchen Europas bietet sich dabei die Chance, wieder neu zu entdecken, dass die Bibel von den ersten bis zu den letzten Seiten ein Buch der Migrationserfahrungen, -erinnerungen und -hoffnungen ist.

Die Bibel ist ein Buch der Wanderschaft und der Bewegung. Hierbei zeigt sie einerseits die Härte, die das Unterwegssein bedeutet. Mehr noch aber ist sie ein Buch über die Würde, die Begabungen, die Glaubenskraft und den Segen von Migrantinnen und Migranten. Für die Gegenwart und die Frage nach dem Leben und Wirken der Kirche in der Migrationsgesellschaft liegt hierin eine doppelte Erinnerung:

Während Migrantinnen und Migranten derzeit oft nur als Defizit- und Problemträger vorkommen, erzählt die Bibel im Zentrum der jüdisch-christlichen Glaubenstradition Geschichten des Bewältigens und Gelingens von Migration. Ohne die Not und das Elend von Migrantinnen und Migranten zu verschweigen, zeugen die biblischen Texte von Menschen, die ihr Migrationsgeschick nicht nur tragen, sondern es gestalten, verändern und für sich und andere fruchtbar machen und sich nicht zuletzt darin von Gott geführt, getragen und begabt wissen.

Die Erinnerung daran, dass die Glaubensgeschichten der Bibel meist auch Geschichten der Bewegung, der Wanderschaft und der Fremdheit sind, verändert somit zum einen defizitorientierte Blicke auf Geflüchtete und Migranten. Nicht zuletzt aber führt sie zweitens zu der Frage, wie es denn um die Beweglichkeit, den Mut zu Aufbruch, Unterwegssein und Fremdheit in unseren festgefügt und in der Gesellschaft tief verwurzelten Volkskirchen bestellt ist.



Menschen auf der Flucht

Mehr als 68,5 Millionen Menschen befinden sich derzeit weltweit auf der Flucht. Das sind so viele wie noch nie, wie das Hilfswerk Brot für die Welt feststellt. Neun von zehn Flüchtlingen suchen Zuflucht in Entwicklungsländern. Vier Millionen Asylsuchende fanden Zuflucht in den allerärmsten Ländern der Welt, in denen die Menschen selbst weniger als 1,25 Dollar pro Tag haben.

Verdichtete Erfahrung

In der Fülle biblischer Migrationstexte spiegelt sich zum einen der Umstand, dass Menschen seit jeher auf Wanderschaft sind. Zum anderen die geschichtliche Tatsache, dass die Landschaften der Bibel von jeher Schauplatz von Kämpfen, Kriegen und Interessenskonflikten der antiken Großmächte waren. Von den Kriegszügen der Ägypter über die der Großreiche des Zweistromlandes bis zu den Eroberungszügen Alexanders des Großen und der Römer waren die dortigen Völker und Kleinstaaten über Jahrhunderte fast ununterbrochener Fremdherrschaft, Belagerung, Eroberung und Besatzung mit oft tausendfachem Tod ausgesetzt. Vor allem aber gehörten Vertreibung, Deportation und Zwangsarbeit zur Realität antiker Imperien. Besonders prägend für den Glauben und die Texte der hebräischen Bibel war dabei die Erfahrung der großen Vertreibungen im 8. und an der Schwelle zum 6. Jahrhundert v. Chr.: wohl Hunderttausende Einwohner Israels und Judas wurden nach Assyrien bzw. Babylon verschleppt oder zwangsumgesiedelt. Neben die konkrete Not trat dabei die geistige und religiöse Herausforderung, in der Fremde die eigenen Glaubensüberzeugungen lebendig und tragfähig zu halten, also gewissermaßen „Gott und die Welt“ buchstäblich neu zusammen denken zu müssen.

Migrantinnenfiguren wie die des Flüchtlings Jakob, des versklavten Joseph oder der Migrantin Esther am persischen Hof bündeln diese Realität ganzer Generationen und die Migrationserinnerung eines ganzen Volkes. Dabei berichten sie nicht bloße Fakten, sondern verdichten sie zur Erfahrung, zur Hoffnung und

Gewissheit, dass in genau solchen Geschichten und Realitäten des Fremdseins Gott selbst erfahrbar ist und dass in ihnen Menschen zum (Über)Leben und Glauben befähigt werden, mehr noch, dass sich darin Gott selbst als ein mitgehender Gott zeigt.

1.2 Israels Grunderzählungen

Die Erzählung von der sogenannten Vertreibung aus dem Paradies (1. Mose 3,23–24) und dem Gang Kains nach „jenseits von Eden“ (1. Mose 4,16 ff.) zeigt, dass sich die biblischen Autoren die Menschheitsgeschichte und die Entwicklung von Kultur und Zivilisation grundsätzlich als Migrationsgeschehen vorstellen.

Auch und gerade die eigene Geschichte erzählt das biblische Israel – und das Judentum folgt ihm darin bis heute – als mehrfache Migrationsgeschichte. Dies gilt vor allem für die Geschichten der Mütter und Väter Israels, der sogenannten Erzeltern, für deren Wege aus dem Zweistromland nach Kanaan und für ihr Leben als „Fremdlinge“ im verheißenen Land. Vom Anfang der Erzählung an steht dabei Israels Selbstbewusstsein, von Gott auserwählt und auf einen eigenen Weg gerufen zu sein, unter dem Vorzeichen des Segens, den Gott mit dieser besonderen Geschichte für „alle Geschlechter auf Erden“ bewirkt (1. Mose 12,1–4).

Im Horizont dieser Sendung stecken in den Texten auch die Absicht und die religiöse Pflicht, in der Fremde die eigene Identität zu wahren, indem man „für sich“ lebt und verwandtschaftlich-familiär unter sich bleibt – wie es das Judentum über Jahrtausende gelebt hat und wie es sich in der Gegenwart auch in vielen Migranten-Communities findet.

Zugleich – und auf dieser Basis erzählen die Erzelternsgeschichten (1. Mose 12–50) zumeist von friedlicher Konfliktlösung – beschreiben sie Kooperation und respektvolle Grenzziehungen zum Anderen und betonen dabei auch die wechselseitige religiöse Kommunikation zwischen der Abrahamsfamilie und den anderen Landesbewohnern. Diese erkennen das besondere Gottesverhältnis der Erzeltern an (1. Mose 23,8; vgl. 14,18), und jene lernen, dass „Gottesfurcht“ auch dort ist, wo sie es „gewiss nicht“ vermuten (1. Mose 20,14), und dass sie zum Gebet für das Wohl der anderen gerufen sind (1. Mose 20,17).

Die Exodusgeschichte, Israels zweite große Migrationserzählung, ist dagegen politischer und kämpferischer. Sie bezeugt Gottes Parteilichkeit für die unterdrückten Sklaven des ägyptischen Staates und zeigt, wie nötig Freiheit auf Recht und Weisung angewiesen ist. Die Torah – also alles Recht, das in Israel gelten soll – ist mit dieser Befreiungs- und Wegerfahrung verbunden. Sie dient der Freiheit und ist die Gabe des Freiheitsgottes (2. Mose 20,1).

Besonders in Texten und Geschichten, die von der Exoduserinnerung und der Inbesitznahme des Landes Kanaan handeln, erklingen gegen bestimmte andere Völker teils offen feindselige Töne. Diese Texte spiegeln nicht selten brutale Erfahrungen der Unterdrückung und Gewalt, die Israel selbst unter den verschiedenen antiken Großreichen gemacht hat.

Fremdheit und Recht

Bemerkenswert ist, dass „die Fremden“ in der Torah sehr wohl eigene Rechte haben. „Fremd“ (hebräisch ger) meint dabei – wenn nicht mit einer anderen Vokabel von einem Ausländer auf der Durchreise die Rede ist – Menschen, die dauerhaft an einem Ort wohnen, aber nicht von dort stammen, zu keiner der dort ansässigen Sippen gehören und also keine Rechte als männliche Vollbürger mit eigenem Grundbesitz haben.

Die verschiedenen Rechtstraditionen der Torah regeln zum einen detailliert, worin sich die Fremden an die religiös verankerten Bräuche Israels halten müssen – unter anderem an die Sabbatruhe – und unter welchen Bedingungen sie am Gottesdienst Israels teilnehmen dürfen.

Zum anderen legt die Torah größten Wert darauf zu regeln, wie sich die Angehörigen Israels gegenüber den Fremden verhalten müssen. Dabei werden Fremde gewissermaßen zum Maßstab einer gerechten Sozialgesetzgebung (2. Mose 22,20–23,9). Wegen ihrer schwachen Position genießen sie – wie auch israelitische Witwen und Waisen – besonderen Schutz gegen wirtschaftliche, soziale und juristische Übergriffe, und ihnen gelten Fürsorgebestimmungen, die ihnen soziale Hilfeleistungen, wie sie bedürftige Israeliten erhalten, zusichern (5. Mose 14,29).

Als Begründung und Motivation dafür, „den Fremden zu lieben wie dich selbst“ (3. Mose 19,34), wird mehrfach betont, dass „Du [das heißt Israel] selbst Fremdling in Ägypten gewesen bist“ (2. Mose 22,20). „Denn du kennst das Herz des Fremden“ (2. Mose 23,9).

Das Herz der biblischen Fremdenethik schlägt also im Takt der Erinnerung. Gerade wenn man sich des Reichtums und der Gaben des eigenen Landes erfreut, ist es geboten, sich zu erinnern, dass man selbst nicht schon immer da war und auch jetzt nicht alleine da ist. Die Einheimischen erhalten den Auftrag, sich selbst immer wieder aktiv eigener Fremdheit zu erinnern und sich – auch wenn sie schon seit Generationen ansässig sind – als fremd vorzustellen.

Wie heute war dies wohl auch damals nicht die Regel. Sonst müssten Schutz (2. Mose 22,20), Teilhabe und das Ideal der Gleichbehandlung der Fremden (4. Mose 15,15 f.) nicht geradezu streng geboten werden. Die Realität war auch zu biblischen Zeiten keine fremdenfreundliche Idylle. Sonst fänden sich in den biblischen Texten nicht auch Fantasien der strengen Unterordnung von Fremden oder gar Konzepte ihres strikten Ausschlusses aus Israel (Nehemia 13). Hier wird ein strenger und angstvoller Blick auf die Fremden und das Fremde greifbar. Darin spiegeln sich negative Befürchtungen oder Erfahrungen, innere Spannungen, das Gefühl der Bedrohung der eigenen Identität und der Wunsch, diese zu schützen. Im Hintergrund ist die kulturell und politisch bedrängte Situation der jüdischen Gemeinschaft unter dem Druck antiker Großreiche zu erkennen; die Sorge ist spürbar, die Ehe mit „fremden“ Frauen könne zum Abfall von Gott (5. Mose 7,23) und zum Verlust der besonderen Identität Israels führen.

Grenzverschiebungen

Doch bleibt diese Auffassung in der Hebräischen Bibel – unserem Alten Testament – nicht unwidersprochen. Dies zeigt etwa die Erzählung über die beiden Witwen Noemi und Ruth. Die Israelitin Noemi kehrt mit ihrer moabitischen Schwiegertochter Ruth aus dem Nachbarland Moab zurück, wo sie während einer Hungersnot Aufnahme und Ehefrauen für ihre Söhne gefunden hatte.

Von einer bestimmten Sicht auf Israels Vergangenheit und Identität her widersprach eine Heirat mit Angehörigen dieses Volkes eindeutig dem Willen Gottes (vgl. Esra 9–10, Nehemia 13,23–27). Denn im Falle der Moabiter heißt es in der Torah (5. Mose 23,4), die Moabiter hätten Israel beim Weg durch die Wüste einst Brot und Wasser verweigert.

Die Ruth-Erzählung berichtet das Gegenteil und unterläuft dabei die Grundannahme der Ausgrenzung, wie sie der entsprechende Vers der Torah verlangt. Die Moabiterin Ruth sorgt für die Israelitin Noemi. Ihr solidarisches Handeln setzt eine Kaskade menschlicher Güte in Gang, die Grenzen überwindet und in der Gott selbst handelt (Ruth 2,10–12). Beide, Ausländer und Inländer, profitieren so von den Gaben der wechselseitigen Güte.

Nicht nur die Ausländerin Ruth findet Aufnahme in Israel. Die Erzählung betont ebenso, dass die sozial benachteiligte Israelitin Noemi wieder auflebt (Ruth 4,14–15) und der Segen und das Wohl ganz Israels dadurch größer geworden sind.

Das nimmt die Schlussnotiz (Ruth 4,17–22) auf: Sie weist die Migrantin Ruth als Urgroßmutter Davids aus, also des größten und glanzvollsten Königs von Israel. Und der Anfang des Neuen Testaments setzt diese Linie fort, indem Ruth in dem sogenannten Geburtsregister Jesu auch als Stammutter Jesu (Matthäus 1,5) ausdrücklich erwähnt wird.

1.3 Jesus Christus – unterwegs und fremd

Wegbilder und Wegwirklichkeiten

Die Menschen um Jesus und die frühen christlichen Gemeinden lebten mit und aus der Bibel Israels. Sie kannten die biblische Symbolik des Unterwegsseins und trauten ihr. Auf dieser Grundlage deuteten sie ihre Erfahrungen mit dem Messias Jesus.

Die Evangelien schildern den irdischen Jesus als Menschen, der grundsätzlich unterwegs ist. Sein Weg spiegelt das Nahe-Kommen Gottes (Markus 1,14). Sein Unterwegssein und das seiner Jüngerinnen und Jünger schreitet Israels Weg mit Gott ab und geht diesen Weg weiter (Matthäus 2). Jesu Gekommensein, sein Bleiben und sein Zum-Vater-Gehen sind besonders in den sogenannten Abschiedsreden des Johannesevangeliums (Johannes 13–17) grundlegende Wesensbestimmungen des Gottessohns und Prägekräfte des Glaubens.

Ethnische Grenzen wie die zwischen dem Gottesvolk Israel und den anderen Völkern sind in den Evangelien durchaus bewusst und werden zum Teil sogar betont (Matthäus 10,5). Aber zugleich werden sie von Jesus – in einem eigenen Lernweg (Matthäus 15,21–18) – auch überraschend überschritten. Dies stellt in den Evangelien einen eigenen Lernweg Jesu dar. Dieser Weg geht weiter, bis der Auferstandene alle Nationen in seine Lerngemeinschaft (Matthäus 20,28) einschließt.

Die Apostelgeschichte erzählt, wie der Glaube nach Gottes Willen und mit dem Geist Gottes als Impulsgeber auch Nichtjuden und -jüdinnen erreicht (Apostelgeschichte 10). Zugleich wird erkennbar, dass der „neue Weg“ (Apostelgeschichte 9,2) seine Anhängerinnen und Anhänger auch tatsächlich zu Migranten und Migrantinnen machen konnte (Apostelgeschichte 11,19–20). Flucht und Verfolgung (Apostelgeschichte 18,1–3; vergleiche Römer 16,3–4) gehörten wie gezielte Missionsreisen zur Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte des frühen Christentums.

Auch wenn der Übergang von Asien nach Europa, also aus der heutigen Türkei auf das griechische Festland, in der Antike wohl kulturell nicht so gewichtig war wie gegenwärtig, hebt die Apostelgeschichte diesen Schritt doch hervor (Apostelgeschichte 16,9–40). Interessanterweise finden die Apostel bei ihrer Ankunft auf dem europäischen Festland in der Stadt Philippi (Apostelgeschichte 16,11–15.40) zuerst Gastfreundschaft und dann auch Glauben bei einer Textilhandwerkerin namens Lydia, die (wie ihr Name andeutet) ihrerseits wohl aus Asien stammte, nämlich aus der westtürkischen Landschaft Lydien. Dies zeigt nicht nur, wie sehr

Migration schon in der Antike das Alltags- und Arbeitsleben bestimmte. Nach der Apostelgeschichte steht also am Anfang des sogenannten christlichen Europas die Gastfreundschaft einer Migrantin und Europas erste Christin stammte aus Asien.

Die jungen Gemeinden vereinten Menschen, die aus der jüdischen Tradition kamen mit Menschen anderer ethnischer, kultureller, politischer und religiöser Tradition. Die Auseinandersetzung mit verschiedenen Traditionen und Denkweisen gehörte daher zu ihrem Alltag. Das führte auch zu harten Konflikten (Römer 14; Galater 2,11–14; 5,1–6), etwa im Blick auf die Speisegebote oder die Beschneidung, und zu unterschiedlichen Kompromissen (1. Korinther 8; Apostelgeschichte 15). In diesem Ringen um Gemeinsamkeit in Verschiedenheit ist auch die Lehre des Paulus von der Gerechtigkeit durch den Glauben verwurzelt. Die Taufe stiftet Einheit und Gleichheit von Verschiedenen (Galater 3,28). Wer zu Christus gehört und wer in ihm zusammengehört, darüber entscheiden nicht die Grenzen ritueller Reinheit und sozialer Abgrenzung, die die Torah für Jüdinnen und Juden vorgibt. Der Zaun der Gottesfremdheit ist abgebrochen. Christus und sein Tod machen auch Nichtjuden zu Gottes Mitbewohnern (Epheser 2,12–19).

Christus im Fremden

„Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen“ – oder eben auch: „Ich war fremd, und ihr habt mich nicht aufgenommen“ (Matthäus 25,35.38.43). So lässt der Gleichniserzähler Jesus den zum Weltgericht kommenden Menschensohn und König von sich sagen. Die Botschaft des Gleichnisses ist eindeutig und subtil zugleich. Sie ist eindeutig, denn – wie beim Verhalten zu Hungernden und Durstenden, Nackten, Kranken und Gefangenen – so wird der königliche Weltenrichter am Ende der Zeiten auch das Handeln oder Nichthandeln an den Fremden „als seinen geringsten Brüdern“ und Schwestern auf sich beziehen. Der Fremde steht dabei in einer Reihe mit anderen sozial Benachteiligten, die also gerade nicht gegeneinander ausgespielt werden können. Das Gleichnis redet weder einer Bevorzugung noch der Benachteiligung von Fremden gegenüber anderen Bedürftigen das Wort.

Wie im Alten Testament – wo es heißt, wer den „Geringen“ bedrückt, verachtet auch den Schöpfer (Sprüche 14,31), da er dessen Ebenbild ist (1. Mose 1,26) – bezieht auch der Weltenrichter im Gleichnis Jesu die Achtung oder Verachtung der Geschwister auf sich. Es ist diese Sicht, die jeden Geringen und jede Bedürftige in eine neue Wirklichkeit versetzt, indem sie ihn oder sie mit Christus in Beziehung setzt.

Die Botschaft des Gleichnisses ist zugleich subtil, denn es spielt mit dem Moment der Überraschung. Die Gerechten fragen „Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen?“.

Es geht also nicht an, Fremde – Kranke, Hungernde oder Gefangene – von vorneherein für oder gar als Christus zu vereinnahmen. Aber es gilt stets damit zu rechnen, auch im Fremden von Christus überrascht zu werden.

Christsein als Fremdsein – Das wandernde Gottesvolk

Besonders die Briefe des Neuen Testaments betonen immer wieder, dass Fremdheit oder gar Heimatlosigkeit zum Wesen des Lebens im Glauben gehören. Die jungen Gemeinden erkennen sich in den Migrations- und Fremdheitsgeschichten der hebräischen Bibel, in den Begriffen und den Figuren des Unterwegsseins und der Migration wieder, wie es etwa der 1. Petrusbrief mit dem Wort „Fremdlinge“ als Anrede an die Gemeinde tut. Das Fremdsein der Christen und ihr Herausgerufensein (von diesem Wort leitet sich auch das griechische Wort für Kirche ab) sind zwei Seiten einer Medaille (1. Petrus 1,1.17; 2,11).

In besonderer Weise entfaltet dies der Hebräerbrief. Er stellt die christlichen Lesenden tief hinein in die migrantischen Grunderzählungen Israels. Er nimmt sie mit auf einen Weg, der dort begann, aber noch nicht zu Ende ist. Wie Israel einst auf das Ankommen und die Ruhe hoffte (5. Mose 12,9; Psalm 95,11) – und noch immer hofft –, die Gott beim Auszug aus Ägypten verheißen hatte – und weiter verheißt –, so sind auch alle, die an Christus glauben, auf einem Weg des Auszugs und unterwegs zu der Erfüllung der Ruheverheißungen Gottes (Hebräer 4,9). Wie Abraham, der gehorsam auszog „an den Ort, den er als Erbe empfangen sollte“ (Hebräer 11,8–10), so haben auch die Christen „hier keine bleibende Stadt, sondern suchen die künftige, die droben ist“ (Hebräer 13,14). Dem entspricht eine Haltung der Sehnsucht, der Suche und des „Schauens von Ferne“ (Hebräer 4,11 und 11,14).

Die Gemeinschaft mit Gott und das Unterwegssein zu ihm machen die Glaubenden gewissermaßen zu Migrantinnen und Migranten. Ihr Hoffen und Handeln, ihre Haltungen und ihr Verhalten gehen nicht auf im Hier und Jetzt. Sie sind, wie Paulus schreibt, „Himmelsbürger“ (Philipper 1,27; 3,20) und darum „weltfremd“. Als geistliche Migranten blicken die Kirche und der Glaube, indem sie die Realität von Migration und das Geschick von Migrantinnen und Migranten wahrnehmen, wie in einen Spiegel, der sie auf ihre wahre Identität vor Gott hinweist.

Wir sind gefragt: Worin sind wir noch fremd, worin längst sesshaft geworden? Wohin wollen wir uns aufmachen und wonach neu Ausschau halten?



Das Volk, das im Finstern wandelt ...

Am späten Abend des 3. Oktober 2013 kenterte vor Lampedusa im Mittelmeer ein Kutter mit mehr als 500 Menschen aus Eritrea und Somalia. Auf der Insel hörte man die verzweifelten Schreie, hielt sie in der Dunkelheit aber für das Kreischen von Möwen. Das Boot sank innerhalb weniger Minuten. Die Überlebenden hielten sich fünf Stunden lang über Wasser. Von den 368 Menschen, die in jener Nacht ertranken, waren 108 im Innern des gekenterten Kutters eingeschlossen. Darunter eine etwa 20-jährige Frau aus Eritrea, die noch ein Kind geboren hatte, bevor beide starben. Einige dieser Menschen sind auf Lampedusa begraben. In einem kleinen Ladenlokal hat man Gegenstände ausgestellt, die sie bei sich trugen, Kleidungsstücke, Wasserflaschen, Bibeln und Korane, Fotos von Angehörigen. Einige wenige Habseligkeiten, die es bis in unsere Welt geschafft haben und stumm Zeugnis ablegen von dem garstigen Graben, der sich zwischen denen im Todesschattenland ausbreitet und uns, dem Zielland ihrer Sehnsucht, dem in ihren Augen gelobten Land.



Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell.

Jesaja 9,1

Uns ist diese Verheißung als Adventsbotschaft wohl vertraut, aber wie unrealistisch, ja fast zynisch klingt sie, wenn wir an die denken, die wirklich im Finstern wohnen. Martin Bubers Übersetzung pointiert es noch stärker: Das Volk, das im Finstern wandert, sieht ein großes Licht, und über denen, die das Todesschattenland bewohnen, scheint es hell.

Wie mag das klingen in den Ohren derer, die nachts von Soldatenstiefeln aufgeschreckt werden, die in staubbedeckten Trümmern nach Essbarem für ihre Kinder suchen, die umherirren in der Wüste? Sind die Verheißungen der alttestamentlichen Propheten für sie realer oder irrealer als für uns? Wie geht es ihnen unterwegs, in dunklen schlaflosen Nächten?

Viele, die sich aus der Not heraus auf den Weg machen, klammern sich an ihren Glauben. Davon zeugen die Bibeln und Korane, die sie bei sich tragen. Ihr Glaube ist ihre einzige Hoffnung und gleichzeitig eine starke Triebfeder. Hoffnung ist der Motor der Migration. In ihr liegt der Keim des neuen Lebens, die Kraft, alles zurückzulassen, um neu anzufangen. Welch ungeheure Kraftanstrengung das bedeutet! Wie stark muss die Vision sein? Wie tragfähig ist der Glaube daran, dass nach dem Aufbruch aus dem Todesschattenland Gott den Weg weiß, „da mein Fuß gehen kann“? (Evangelisches Gesangbuch 361,1)

Die mit solcher Hoffnung zu uns kommen, zeugen vom Glauben, der Berge versetzt, und von der Kraft des Heiligen Geistes, die vielerlei Hindernisse überwindet.

Sie erzählen von dem großen Licht, das eines Tages alle Finsternis vertreiben wird. Sie haben es gesehen und sagen uns: *Es wird hell!*

1.4 Kirche Jesu Christi in Gottes Mission

Gottes Liebe zur Welt hat in Jesus Christus Gestalt angenommen. In seiner Person und seinem Leben ist Gottes Reich angebrochen – befremdend, unerhört neu und befreiend. Seine Auferstehung hat die Endgültigkeit des Todes gebrochen und allem Leid eine Hoffnungsperspektive gegeben.

Durch seinen Geist zieht Christus Menschen hinein in sein Werk. Er befähigt Menschen, als Geschwister, als Freundinnen und Freunde Christi zu leben und zu handeln und Gottes gute Vorhaben mit seiner Schöpfung zu verwirklichen. Klassische Theologie sagt das so: Wer glaubt, hat Anteil an der „königlichen Herrschaft“ Christi. Dieser König ist ein Bruder und Freund, der seine Freundinnen und Freunde für die Teilnahme an dieser „Herrschaft“ gewinnen will. Durch oft unscheinbare Taten der Liebe, der Annahme und der Stärkung der Mitmenschen wird diese Herrschaft anziehend und mächtig. Einer ihrer Grundzüge ist die Nächstenliebe. Dabei geht es um Hilfe in Not und bei körperlichen oder seelischen Leiden. Doch auch um Begegnung auf Augenhöhe, das Bemühen, den Anderen zu verstehen, ihn oder sie in seiner oder ihrer Andersheit anzunehmen, und um die Bereitschaft, von- und miteinander zu lernen. So gewinnt Gottes Reich in undramatischer Nächstenliebe Gestalt.

Doch das Leben Jesu ist nicht nur das Leben dessen, der Menschen freundlich annimmt, sie an den Tisch seiner Gemeinschaft ruft und Körper und Seele von Leiden befreit. Das Leben Jesu ist auch das eines Propheten, der Heil und Unheil, Bosheit, Lüge und Wahrheit beim Namen nennt und unterscheidet und Menschen für die Suche nach Gerechtigkeit und Wahrheit begeistert. Auch für diese kritische und selbstkritische Existenz will Jesus Christus uns gewinnen. Sein Kreuz macht erschreckend klar, wie machtlos und hilflos Menschen werden können, wenn sie nicht den Kräften des Reiches Gottes trauen. Die Weltmacht Rom wendet sich gegen ihn und Gottes liebevolles Wirken in ihm. Die herrschende Religion wendet sich gegen ihn und seine Verkündigung. Weltliches und religiöses Recht werden zu seinem Verderben beschworen. Die öffentliche Moral und Meinung jubelt „Hosianna!“ und schreit „Kreuzige ihn!“ In solchem Machtgeflecht und Stimmengewirr ist es schwer, klaren Kopf und die ruhige prophetische Stimme zu wahren. Doch Christus, der uns Menschen durch seinen

Geist für das kommende Reich Gottes gewinnen will, traut uns die Suche nach Wegen der Gerechtigkeit und der Wahrheit zu. Er traut uns zu, andere zu gewinnen und davon zu überzeugen, wie verlässlich, befreiend und beglückend diese Wege sind.

Schließlich lässt uns Christus mit dem Vorbild seines Lebens und in der Kraft seines Geistes auch an seiner „priesterlichen Existenz“ teilhaben. „Denn“ – so formuliert es Martin Luther – „was aus der Taufe gekrochen ist, das kann sich rühmen, dass es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei ...“ Durch den Geist Christi werden Menschen befähigt, von Gott durch Wort und Tat Zeugnis zu geben und sich und andere auf den Gott auszurichten, der ein Gott der Liebe, der Güte und Barmherzigkeit ist. Sie werden fähig, auf den Gott zu vertrauen, der gerade darin allmächtig ist, dass er auch aus Leid und Not Neues und Gutes schaffen kann. Dies schließt die Umkehr von allen Haltungen ein, die Hass propagieren und Hartherzigkeit und Missgunst praktizieren. Es ist tröstlich und befreiend zu sehen, dass die Gegenwart Jesu Christi in der Kraft seines Geistes und das Kommen seines Reiches nicht ferne Träume sind, sondern dass die „guten Mächte“ oft unscheinbar mitten unter uns und durch uns am Werk sind. Gerade in der Unscheinbarkeit und Behutsamkeit des kommenden Reiches liegt seine große, alle Menschen einladende Kraft.



Der theologische Begriff der Missio Dei überwindet jedes Überlegenheitsgefühl. Er führt in das Zentrum des Glaubens an den Gott der Bibel und des Koran, dass wir (nur) im Vertrauen auf Gott unsere Zukunft finden werden. [...] Die Erfahrungen Abrahams, Mose, Jesu und aller Propheten und Prophetinnen, die im Koran und in der Bibel überliefert sind, sind eine starke Ermutigung für uns heute.

Müzeyyen Dreessen, Diplomsozialpädagogin, Muslimin, seit Jahrzehnten engagiert im interkulturellen und interreligiösen Dialog

Denn Gott selbst hat mit der Welt etwas vor. Daher existiert auch die Kirche nicht für sich selbst, sondern soll Gottes Plan zur Verwandlung der Welt dienen. In der Ökumene ist dafür der Begriff „Missio Dei“ (Gottes Mission) geläufig. Gott bezieht uns in Christus in *seiner* Mission ein. Die Teilhabe an der Missio Dei und der Friedensherrschaft Christi, an seiner prophetischen und priesterlichen Existenz drückt sich darin aus, wie wir (1) gemeinsam Kirche sind, (2) gemeinsam den Glauben feiern, (3) Glauben weitergeben und bezeugen und (4) Verantwortung übernehmen. Hieran knüpfen wir an, wenn wir in Kapitel 3 nach praktischen Impulsen für Kirche und Gemeinde fragen.

2. Sozialethische Orientierung

2.1 Länderspiel der Herzen

Zwei Herzen schlagen in Daniels Brust, wenn er über Heimat spricht. Der Deutsch-Koreaner ist evangelischer Pfarrer im Kirchenkreis Schwelm. Er wurde 1984 in Castrop-Rauxel geboren und ist in Dortmund aufgewachsen, war aber lange Zeit hin- und hergerissen, wo eigentlich seine Heimat ist.

Das Ruhrgebietskind asiatischer Abstammung ist mit Deutschland fest verbunden. Seine Eltern leben seit Jahrzehnten in Dortmund, fühlen sich „voll integriert“ und wollen hier beerdigt werden. Zuerst war seine Mutter 1967 als Krankenschwester nach Deutschland gekommen. Sein Vater verließ Mitte der 1970er Jahre sein Heimatland Korea, um in Deutschland im Bergbau zu arbeiten.

Daniel Cham Jung und seine Frau, die ebenfalls koreanische Eltern hat, verstehen sich als Vertreter eines künftigen Deutschlands, das interkulturell immer vielfältiger wird. Umso mehr verletze es ihn, wenn jemand sagt: „Du bist kein Deutscher“ oder „Deutschland ist nicht Deine Heimat“. Als Asiat fällt der Pfarrer in seiner Gemeinde auf. „Zur Zeit bin ich ein Unikum“, weiß er. Viele Menschen können beim Erstkontakt am Telefon nicht erkennen, dass er aus einer Familie mit Migrationshintergrund stammt. Sein Aussehen kann er jedoch nicht verbergen und erlebt dann oft Überraschung als Reaktion. Dabei müsse er sich häufig erklären. Auch freundliches Nachfragen könne mal „nerven“ und als Angriff verstanden werden. „Ausländersein“ sei eben keine Selbstverständlichkeit in Deutschland.

Jung versteht sich als Deutscher und Koreaner. Das ist ihm während seines 15-monatigen Auslandsvikariats in Seoul, Korea, noch deutlicher geworden. Dort war er kein Fremder, auch wenn er die Sprache nicht perfekt beherrschte. Erstmals habe er gespürt, wie es sich anfühlt, in einem Land zu leben, „in dem alle so aussehen wie ich.“

Anders als in Korea oder auch in den USA spiele die Sprache hierzulande eine große Rolle. „In Deutschland werden Menschen nach ihrem Sprachvermögen klassifiziert.“ Manche Chancen gehen somit verloren, bedauert Jung. In den USA beispielsweise müsse ein Mensch seine Idee „rüber bringen“, also verständlich erklären können. Wie er das sprachlich macht, sei dabei nicht so entscheidend – anders in Deutschland. Hier sei sprachliche Ausdrucksfähigkeit von entscheidender Bedeutung. Er habe manchmal den Eindruck, grammatikalische Korrektheit und Eloquenz gingen in Deutschland über alles. Damit würden viele Menschen ausgeschlossen.

Aber auch anders auszusehen als der Durchschnitt ist eine bleibende Herausforderung. Daniel nutzt das oft als Anknüpfungspunkt für Gespräche. Der junge Pfarrer hat einen persönlichen Traum: „Wenn der erste Koreaner für die deutsche Fußballnationalmannschaft spielt, dann wäre jedes Tor ein Siegtreffer.“



Fußball ist bereits ein Feld, in dem Interkulturalität bis zur Weltmeisterschaft gelebt wird. Zugleich wurde bei der Weltmeisterschaft 2018 in der Debatte um den ehemaligen deutschen Nationalspieler Mesut Özil spürbar, wie zerbrechlich die interkulturelle Kommunikation in unserer Gesellschaft immer noch ist.

Migration gehört zu den Grundkonstanten menschlicher Geschichte, sie war und ist ein weltweites Phänomen. In fast allen Ländern der Erde finden Zu- und Abwanderungen statt. Freilich ist die internationale Migration gegenwärtig besonders hoch. Davon wird gesprochen, wenn Menschen für mehr als zwölf Monate in ein anderes Land ziehen, nur diese werden in den internationalen Statistiken erfasst. Die internationale Migration ist von 173 Millionen im Jahr 2000 über 222 Millionen 2010 bis zu 278 Millionen im Jahr 2017 kontinuierlich gestiegen. Viele Migrantinnen und Migranten gehen nicht freiwillig, sondern sehen sich gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Ende 2015 waren 63,5 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht vor Krieg, Hunger und Armut. Das waren so viele wie nie zuvor. Die meisten von ihnen finden Zuflucht in Nachbarländern, 90 Prozent in Entwicklungsländern.

Die Trennlinie zwischen Migration und Flucht ist nicht immer eindeutig. Dennoch ist sie von Bedeutung. Flüchtlinge sind eine besonders schutzbedürftige Gruppe von Migranten, die aufgrund politischer, religiöser oder ethnischer Verfolgung sowie wegen andauernder Kriegshandlungen fliehen müssen. Die meisten fliehen in Nachbarländer. Gegenwärtig sind dies vor allem der Libanon, Jordanien und Kenia, deren Infrastruktur durch die hohe Zahl von Flüchtlingen überfordert ist. Daneben sind Menschen häufig aus Not zur Migration gezwungen. Rahmenbedingungen wie ein drastisches Wohlstandsgefälle, ökologische Krisen oder andere

Ereignisse schaffen die Bedingungen und das Umfeld, in dem Menschen Entscheidungen zum Gehen oder Bleiben treffen. Die Entwicklung moderner Kommunikations- und Transportmittel erleichtert es, den Entschluss zur Migration, wenn er erst gefasst ist, schnell in die Tat umzusetzen.

Solche Ereignisse lassen sich zu allen Zeiten weltweit beobachten. Als eine frühe Form der Asylpolitik kann zum Beispiel die Aufnahme von reformierten Flüchtlingen am Niederrhein im 16. Jahrhundert oder die der Hugenotten verstanden werden, die als französische Protestanten im 17. Jahrhundert von deutschen Fürsten vor allem im Saarland und rund um Berlin als Glaubensflüchtlinge aufgenommen wurden.

2.2 Deutschland als eine von Migration geprägte Gesellschaft

Auch viele Deutsche wurden durch Kriege, Glaubenskonflikte, Hungersnöte, politische Missstände und soziale Perspektivlosigkeit gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Mit der Gründung der ersten europäischen Kolonien setzte um 1700 die Auswanderung über den Atlantik ein. Nach der preußischen Union 1817 suchten strenge Lutheraner als Glaubensflüchtlinge Religionsfreiheit in Übersee. Zwischen 1816 und 1914 wanderten fast sechs Millionen Deutsche in die USA, nach Kanada, Brasilien oder Australien aus, um für sich und ihre Kinder bessere Lebensbedingungen zu erarbeiten.

Mit Beginn der Hochphase der Industrialisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Deutsche Reich zu einem der weltweit wichtigsten Einwanderungsländer. Arbeitskräfte aus Südeuropa, vor allem aber aus den ländlichen Regionen Ostpreußens, insbesondere Polens und Masurens, wanderten innerhalb des Deutschen Reichs in die damaligen „Boomregionen“ der Wirtschaft, vorwiegend ins Ruhrgebiet. Darüber hinaus wurden 1914 etwa 1,2 Millionen ausländische Wanderarbeiter im Deutschen Reich gezählt.

Verfolgung, Vertreibung und Flucht prägten das Migrationsgeschehen im Zuge der beiden Weltkriege. Der Völkermord an den europäischen Juden, den in Deutschland nur 34.000 überlebten, ist auch heute noch Mahnung für eine offene und tolerante Gesellschaft.

Besonders prägend für die deutsche Gesellschaft waren die Jahre des sogenannten Wirtschaftswunders. Aufgrund der Arbeitsmöglichkeiten in der Industrie kamen nach ihrer Flucht aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und aus der DDR viele Menschen nach Nordrhein-Westfalen (NRW), 17 Prozent der Bewohner Nordrhein-Westfalens gehörten 1961 zu dieser Gruppe. Eine geregelte Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte – vor allem aus Südeuropa, der Türkei und aus Nordafrika – erfolgte ab 1955, weil der Bergbau, die Schwerindustrie und die industrielle Massenfertigung einen großen Bedarf an Arbeitskräften hatten. Es fanden also verschiedene Migrationsformen und -bewegungen statt: NRW war „in Bewegung“.



Endlich ist in der unteren Einkaufszone wieder etwas los. Es gibt viele kleine Läden und Lokale und keine blöden Spielhallen mehr. Ich gehe gerne in den kleinen syrischen Lebensmittelläden. Die Leute sind dort so freundlich.

Frau, 48 Jahre

Trotz des Anwerbestopps und einer zunehmend restriktiven Migrationspolitik ab 1973 blieben viele ausländische Arbeitsmigranten – sie wurden als „Gastarbeiter“ bezeichnet, was ihren zeitlich begrenzten Aufenthaltsstatus deutlich machen sollte – in Deutschland und versuchten sich zu integrieren. Unterstützung

erhielten sie dabei vor allem durch Kirchen, Wohlfahrtsverbände, Vereine und am Arbeitsplatz, eine staatlich gewollte und geförderte Integrationspolitik aber gab es für diese Gruppe von Migranten und Migrantinnen nicht.

Anders verlief der Zuzug deutschstämmiger Migrantinnen und Migranten. Ab 1953 regelte das Bundesvertriebenengesetz die Aufnahme von Russlanddeutschen als Aussiedler, denen die deutsche Staatsbürgerschaft zustand. Seit den 1960er Jahren siedelten viele Nachfahren der im 18. Jahrhundert unter Katharina der Großen angeworbenen deutschen Siedler in die Bundesrepublik um. In den 1980er Jahren und besonders nach dem Zerfall der Sowjetunion wuchs die Zuwanderung der Aussiedler stark an. Zwischen 1992 und 2015 kamen mehr als 1,8 Millionen Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Da mehr als 50 Prozent der Aussiedler und Spätausgesiedelten aus der ehemaligen UdSSR evangelisch sind, kam es zu einer großen Einwanderung in unsere Kirche. Die Evangelische Kirche von Westfalen hat dadurch etwa 280.000 neue Gemeindeglieder aufgenommen, das sind gegenwärtig mehr als 10 Prozent ihrer Mitglieder.

Als Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre die Zahl der Asylsuchenden vor allem als Folge der Balkankriege stark anwuchs, gipfelte die politische Debatte im sogenannten „Asylkompromiss“: Dieser ermöglichte die Abschiebung von Asylbewerbern in einen sogenannten „sicheren Drittstaat“. Personen im Status einer Duldung wurden weitgehend von integrationsfördernden Maßnahmen und vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen. In dieser Zeit gewannen die „Kirchenasyle“ als Reaktion auf ungelöste menschenrechtliche Probleme des deutschen Asylrechts eine zunehmende Bedeutung.

2005 erfolgte mit der Einführung des Zuwanderungsgesetzes eine Anpassung der deutschen Gesetzeslage an europäische Vorgaben. So öffnete beispielsweise die Arbeitnehmerfreizügigkeit innerhalb der Europäischen Union den Arbeitsmarkt für EU-Bürgerinnen und -Bürger. Nach wie vor stammen die meisten Zuwanderer in Nordrhein-Westfalen (NRW) aus Polen. Aber auch der Anteil an Rumänen und Bulgaren ist im Zuge der EU-Arbeitnehmerfreizügigkeit gestiegen. Da deren sozialrechtlicher Status problematisch ist, führte das oft zu bisher unbewältigten sozialen Problemen. Seit der internationalen Finanzkrise 2007/08 ist erneut die Zuwanderung aus Italien, Spanien und Griechenland angestiegen. Zumeist finden diese Migranten recht schnell einen Arbeitsplatz.

Seit einigen Jahren hat erneut die Zuwanderung aus Bürgerkriegsgebieten wie beispielsweise Syrien deutlich zugenommen. Durch Verfolgung, Flucht, Kriege und Hungersnöte ist die Zahl der Asylsuchenden in NRW in den Jahren 2015 und 2016 auf mehr als 300.000 gewachsen. Seit dem Jahr 2017 sinkt die Zahl der Asylsuchenden.



Sie kamen als Geflüchtete und fanden hier Wohnung

Ich wohne in der Nähe der Universität. Im Wohnheim gegenüber leben Menschen vieler Nationalitäten und Hautfarben. Sie steigen mit mir in die Straßenbahn und geben mir das Gefühl, in einer Weltstadt zu leben. Mit uns fahren Menschen, die in zweiter und dritter Generation im Stadtviertel leben. Sie kamen als Geflüchtete und fanden hier Wohnung und freundliche Aufnahme. Meine Kirchengemeinde bot mehrfach Kirchenasyl. Sie betreibt eine soziale Stadtteilarbeit mit Hausaufgabenhilfe und Beratungsangeboten. Zusammen mit der katholischen Nachbargemeinde lässt sich immer eine Bleibe finden, auch wenn der Wohnungsmarkt es nicht herzugeben scheint. Ich genieße den bunten Mix beim Einkaufen, Menschen mit Kopftuch und Turban, weiten Hosen und langen Kleidern, die untereinander viele Sprachen sprechen, mit mir aber immer deutsch.

Ghettobildung und Verrohung

Regelmäßig einmal in der Woche fahre ich in den gegenüberliegenden Teil der Stadt. Dann steige ich in der Stadtmitte in eine andere Linie der Straßenbahn um. Auch dort fahre ich mit Menschen, die vor einer oder zwei Generationen aus fernen Ländern kamen. Sie wurden in einem Stadtviertel wie in einem Ghetto angesiedelt, Menschen aus mehr als 60 Ländern, von ihrer Herkunft her zum Teil einander seit Generationen feindlich gesinnt. In dieser Bahn ist es meistens laut, junge Männer erzählen einander stolz, wie sie wieder einen „Bullen“ ausgetrickst haben. Lautstark telefonieren sie nach einem Kumpel („Hey, Alter!“), der dazukommen soll, um Ali fertigzumachen, zu dem sie unterwegs sind. Unverhohlen wird auch mal das neue Messer aus dem Wadenstrumpf gezogen und stolz herumgezeigt. Spät in der Nacht fühle ich mich nicht immer wohl in dieser Bahn und bin froh, wenn ich sie in der Stadtmitte wechseln kann.

Frau, 75 Jahre

Die Debatte über die Herausforderung der Zuwanderung hat seither an Schärfe zugenommen. In oft problematischer Weise, zum Teil mit fremdenfeindlichen und rassistischen Motiven verknüpft, werden zunehmend Fragen der nationalen Identität diskutiert.

Mit gezielten Tabubrüchen wird in Frage gestellt, dass die Würde eines jeden Menschen unabhängig von Herkunft und ethnischer Zugehörigkeit unantastbar ist.

Die Gruppe derjenigen, die Zuwanderern und damit einer wachsenden Vielfalt eher skeptisch bis ablehnend gegenübersteht, ist nicht einheitlich.



Ich gehe durch die untere Einkaufsstraße unserer Stadt und sehe kein einziges deutsches Geschäft. Nur fremde Läden, komische Lokale, fremde Gerüche und eine fremde Sprache. Ich sehe auch keine Deutschen hier. Wo leben wir?

Mann, 70 Jahre

Neben Menschen am Rande der Gesellschaft finden sich auch hier Frauen und Männer, die aufgrund ihres konservativen Wertegerüsts gesellschaftlicher Vielfalt gegenüber skeptisch sind. Diese Gruppe ist jedoch interessiert an politischen Diskursen. Auf der anderen Seite stehen Vertreter einer grundsätzlich antipluralen Werterhaltung, die betont national oder sogar nationalistisch denken und das Ideal einer scheinbar „homogenen“ Bevölkerung proklamieren.

In der AfD finden sich Vertreter dieser verschiedenen Richtungen, wobei die national oder nationalistisch denkende Gruppe den medialen Auftritt der Partei immer stärker prägt und zu rechtsextremen Positionen neigt.

Diese Unterschiede machen deutlich, dass der Umgang mit der rechtspopulistischen Herausforderung auf verschiedenen Wegen erfolgen muss.

2.3 Wachsende Vielfalt gestalten – eine Aufgabe der Religionen



Angekommen in der neuen Heimat: Moscheebau als sichtbares Zeichen

Der Moscheeverein Dortmund-Hörde, hervorgegangen aus dem türkisch-islamischen Kulturverein, betrieb seit 1982 in einem umgebauten Wohnhaus gegenüber dem Stahlwerk eine sogenannte Hinterhofmoschee. Mit der zunehmenden Integration der türkischen Zuwanderer entstand der Wunsch, dem Heimatgefühl auch religiös einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Der Moscheeverein nahm 2003 Gespräche mit der Stadtverwaltung auf und suchte nach einem geeigneten Gelände im Stadtteil. Mit der Brachfläche am Grimmelsiepen war dieses schnell gefunden.

Als die Pläne öffentlich wurden, begann in der Bürgerschaft eine intensive Debatte. Geprägt durch die Ereignisse des 11. September 2001, verlief sie in aufgeheizter Stimmung. Es gründete sich eine Bürgerinitiative, die Unterschriften gegen den Moscheebau sammelte. Die evangelische Kirchengemeinde lud Politik, Kirchenkreis, katholische Kirchengemeinde und Moscheeverein zu einem Runden Tisch Grimmelsiepen ein. Das städtische Planungsdezernat veranstaltete Bürgerabende, zu denen mehr als 250 Menschen kamen und sehr emotional miteinander diskutierten.

Die Muslime fühlten sich angegriffen und vielfach unter Generalverdacht gestellt, was sie sehr verletzte. Sie verstanden nicht, warum ihnen von Seiten der deutschen Bevölkerung auf einmal Misstrauen und Angst entgegenschlugen, lebten sie doch zum Teil schon seit Jahrzehnten in Hörde und fühlten sich nicht als Fremde.

Als Neonazis 2004 bundesweit zu zwei Demonstrationen gegen den Moscheebau in Hörde mobilisierten, brachte das die Bürgerschaft zusammen. Die Hörder distanzieren sich von den Nazi-Aufrufen und organisierten schließlich Hand in Hand mit dem Moscheeverein eine Gegendemonstration mit mehr als 1000 Teilnehmenden. Muslime hatten für diese Demonstration Plakate mit der Aufschrift gedruckt: „Mein Zuhause ist Hörde. Habe kein anderes.“ und „Keine Fremden. Seit 40 Jahren Mitbürger.“

Während der Protest weiterging, entwickelte sich auch die Diskussion um den Bebauungsplan. Schließlich wurde mit den Stimmen von SPD und CDU mit Hinweis auf die Religionsfreiheit der Moscheebau genehmigt.

Seitdem die Moschee fertiggestellt ist, sind die Proteste einem großen Interesse an Moscheeführungen gewichen – gerade aus der Nachbarschaft. Viele Besucherinnen und Besucher zeigen sich stark beeindruckt von dem repräsentativen Gebäude, in das Neugierige auch von außen hineinschauen können, da für die Fenster Klarglasscheiben verwandt wurden. Die Moschee ist ein Aushängeschild für den Stadtteil. Besonders die Tatsache, dass sie komplett aus Spendenmitteln finanziert wurde, nötigt den meisten Besuchern Respekt ab.

Was noch fehlt, ist das Minarett. Vorsorglich hat die Stadt schon einen Vertrag mit der Moscheegemeinde geschlossen, in dem die Dezibel-Zahl geregelt und festgelegt ist, dass der Ezanruf (Gebetsruf) nur einmal in der Woche zum Freitagsgebet erschallen darf.

Migration führt zu wachsender gesellschaftlicher Vielfalt (Pluralität), nicht zuletzt im Blick auf Religionen und Glaubensgemeinschaften. Mehr Vielfalt bereichert und stellt die Gesellschaft zugleich vor Herausforderungen, denn Migrantinnen und Migranten bringen andere Wertvorstellungen sowie ihre kulturellen und religiösen Prägungen mit.

Für Migrantinnen und Migranten besteht die umgekehrte Herausforderung: Auch die Glaubens- und Wertvorstellungen aus der eigenen Kultur werden in einer pluralen Gesellschaft zu einer Option unter vielen. Sie müssen mit den Regeln der individuellen Selbstbestimmung und Gleichberechtigung vereinbar sein, wie sie die freiheitliche demokratische Verfassung setzt.

Die Religionen und Religionsgemeinschaften sind herausgefordert und gefragt, wie sie das Mit- und Nebeneinander ihrer Glaubens-, Lebens-, Welt- und Gottesauffassungen verstehen und vor Ort gestalten. Es gilt, auskunftsfähig zu werden über das Eigene und dabei über die verbindenden, aber auch die trennenden Wahrheitsansprüche in einen Austausch zu treten.

Der religionsneutrale Staat sucht nach tragfähigen Bedingungen und Möglichkeiten, die im Grundsatz religionsfreundliche deutsche Rechtsordnung für unterschiedliche Religionsgemeinschaften weiterzuentwickeln. Gleichzeitig werden in der Gesellschaft zunehmend Stimmen laut, die angesichts religiöser Gewalt deutliche Vorbehalte gegenüber einer öffentlichen Präsenz der Religionen äußern. Ausgrenzung religiösen Lebens aus der Öffentlichkeit unter dem Vorwand einer vermeintlichen Neutralität kann in einem freiheitlichen Rechtsstaat keine Lösung sein. Die Religionen müssen allerdings auch ihren Beitrag für ein friedliches Zusammenleben deutlich machen, um auf diese Weise mit ihren Wertgrundlagen Orientierung zu geben.

Auch im Blick auf den christlichen Glauben zeigt sich der Prozess der Pluralisierung. Und zwar in einer wachsenden Vielfalt von Konfessionen. Diese Entwicklung ist vergleichsweise neu. Seit den Konfessionskriegen der Reformationszeit bestand Deutschland zumeist aus religiös-konfessionell einheitlichen Regionen. Größere Veränderungen brachten – etwa im Ruhrgebiet – die Arbeitsmigration in der Zeit der Industrialisierung und sodann die Flucht- und Vertreibungsgeschichte am Ende des Zweiten Weltkrieges.

Die Gegenwart ist geprägt von freundschaftlicher Nähe und partnerschaftlichem Miteinander zwischen den großen Volkskirchen und kleineren Kirchen und Freikirchen anderer Konfession. Im Zuge der gegenwärtigen Migrationsbewegungen kommen Menschen mit weiteren konfessionellen und kulturellen Prägungen zu uns. Die Migrantinnen und Migranten erleben die religiöse Gemeinschaft und die Feier des Glaubens in ihrer Sprache, ihren gottesdienstlichen und musikalischen Traditionen als eine Kraftquelle, als geistliche Heimat. Zugleich suchen sie die Begegnung mit dem Leben der länger ortsansässigen Gemeinden und die Teilhabe daran.

2.4 Wege der Integration eröffnen

Migrationsgesellschaften müssen Bedingungen gestalten, unter denen Integration gelingen kann. Dies ist eine Schlüsselaufgabe. Sie ist in Deutschland lange Zeit ignoriert worden, zum Nachteil aller, der Zugewanderten wie der Aufnahmegesellschaft. Erst seit dem Jahr 2007 besteht ein nationaler Integrationsplan, seit 2008 wird über die Fortschritte (und Rückschritte) von Integration berichtet.

Der Begriff der Integration wird wie selbstverständlich verwendet. Dabei ist oft unklar, was damit gemeint ist. Welche Erwartungen werden an wen gerichtet? Im Kern versteht man unter Integration einen wechselseitigen Prozess, der allen die gleichen Chancen eröffnet, an den gesellschaftlichen Grundgütern teilzuhaben (Recht, Bildung, Gesundheit, soziale Absicherung). Integration bedeutet somit keine einseitige Anpassung der

Zugewanderten, keine Assimilation, sondern Einbeziehung und Teilhabe aller. In diesem Sinn benötigt Integration wechselseitige Begegnungsgeschichten, wie sie vielfach durch lokale Bindungen an den „eigenen“ Stadtteil, die „eigene“ Stadt oder auch den lokalen Sportverein ermöglicht werden. Integration wächst am besten „von unten“ her, durch gemeinsame Erfahrungen in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz, nicht zuletzt in den Kirchen- oder Religionsgemeinschaften „vor Ort“.



In meiner Mittelstandsfunktion habe ich mich immer für den Dialog eingesetzt und türkische Unternehmer aufgefordert, in unseren Gremien mitzuarbeiten. Für die Integration ist aber entscheidend, was in den Moscheen passiert. Muslime gehören zu Deutschland, keine Frage. Aber der Islam kennt keine Trennung zwischen Kirche und Staat. Diese Trennung ist für unser Grundgesetz grundlegend. Die Frage muss also erlaubt sein, ob ein ideologischer Islam zu unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung passt. Ich halte den Islam in Deutschland nicht für integrationsfähig. Jedenfalls erlebe ich ihn zurzeit eher als Integrationsverhindernd denn als fördernd.

Friedhelm Müller, ehemaliger stellv. Vorsitzender CDU Mittelstandsvereinigung NRW, Gründungsmitglied des deutsch-türkischen Forums



Vor dem Hintergrund, dass wir sowohl in einer Moschee, als auch in einer Kirche gemeinsam beten, tritt die Frage nach demselben Gott in den Hintergrund. Dass wir gemeinsam beten und gemeinsam diakonisch handeln, ist die Praxis des Glaubens.

Agim Ibishi, Sozialarbeiter, Muslim und Mitarbeiter des Diakonischen Werkes im Evangelischen Kirchenkreis Herford

Auf einer weiteren Ebene unterscheidet man individuelle und strukturelle Integration. Individuell wird der Grad der Integration an Erfolgskriterien bei Bildung (insbesondere Spracherwerb), Beruf und Einkommen gemessen und meint eine angemessene Teilhabe an den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Aufnahmegesellschaft. Strukturelle Integration bezieht sich dagegen auf die Übernahme von Grundwerten der Aufnahmegesellschaft und meint die Akzeptanz grundlegender Regeln der Mehrheitskultur. Dies ist politisch nicht unumstritten, beschreibt aber nichtsdestotrotz einen wesentlichen Aspekt von Integration. Die Grundwerte der bundesdeutschen Gesellschaft sind an den menschenrechtlichen Normen der Grundartikel des Grundgesetzes (Artikel 1–20) orientiert, die nicht zur Disposition stehen und von Migrantinnen und Migranten, wenn sie in Deutschland heimisch werden wollen, im Grundsatz akzeptiert werden müssen. Diese Normen stehen historisch und sachlich in einem engen Zusammenhang mit christlichen Grundsätzen, können aber auch von Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen nachvollzogen und akzeptiert werden. Darüber hinaus sind bestimmte kulturelle Grundhaltungen unserer Gesellschaft zu respektieren. Dazu gehört etwa der vom Christentum bestimmte Zeit- und Festrhythmus im Jahreszyklus, der trotz vieler Säkularisierungstendenzen im Blick auf den arbeitsfreien Sonntag oder die Oster- und Weihnachtszeit unsere Kultur nach wie vor wesentlich bestimmt. Des Weiteren sind grundlegende historische Erfahrungen der jüngeren deutschen Geschichte prägend, insbesondere die Kultur der Erinnerung an den Holocaust mit den Konsequenzen der Absage an jede Form von Antisemitismus und der Anerkennung des Existenzrechtes des Staates Israel.

Dass auf der anderen Seite viele Menschen mit Migrationsgeschichte die Sprache und Kultur ihrer familiären Herkunft pflegen, steht zu der Form struktureller Integration nicht in einem Widerspruch, sondern kann im Sinn einer schrittweisen Integration geradezu förderlich sein.

Die Pflege von Traditionen der Herkunftsgeschichte ist für viele Zugewanderte eine wichtige Ressource, die sie im Übergang zwischen den Kulturen stärkt. Sie kann aber auch die Aufnahmegesellschaft bereichern.



*Ich verstehe vieles in ihrer (arabischen) Kultur nicht,
aber die Menschen sind einfach nett und so etwas von freundlich.*

Mann, 42 Jahre

Die Pflege der Herkunftskultur sollte daher nicht als Konkurrenz zur Einbindung in die Aufnahmegesellschaft beurteilt werden, sondern als natürliche Ergänzung.

Zusammengefasst heißt dies, dass Integration ein wechselseitiges Geschehen zwischen Aufnahmegesellschaft und Zugewanderten bedeutet. Dies schließt die Akzeptanz grundlegender Regeln der Aufnahmegesellschaft, die Pflege von Migrationstraditionen und wechselseitige Lernprozesse ein. Integration ist insofern eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die den koordinierten Einsatz von Förderungsmaßnahmen und eine interkulturelle Öffnung staatlicher und zivilgesellschaftlicher – nicht zuletzt religiöser – Institutionen voraussetzt. Dies verlangt vor allem Maßnahmen, um die Chancengleichheit durchzusetzen und zu sichern. Zugewanderte Menschen sind nicht nur Objekte staatlicher Fürsorge, sondern selbstbewusste Subjekte des gesellschaftlichen Wandels. Migrant*innenorganisationen sind daher wichtige Partner, um die nötigen Schritte zur gesellschaftlichen Integration gemeinsam zu definieren und umzusetzen. Die Teilhabe aller ist sowohl der Weg wie auch das Ziel einer so verstandenen Integration.

3. Praktische Impulse für Kirche und Gemeinde

Als im Herbst 2015 fast 900.000 Flüchtlinge nach Deutschland kamen, haben die Kirchen gezeigt, welche Konsequenzen sich aus dem Zeugnis ihres Glaubens ergeben. Presbyterien, Synoden und leitende Geistliche ergriffen Partei für eine offene Gesellschaft. Zahlreiche Ehrenamtliche investierten Zeit, Kraft und Fantasie um für ein herzliches Willkommen zu sorgen. Gemeinden stellten Räume zur Verfügung. Und bis heute werden Sprachkurse und Patenschaften organisiert, Ehrenamtliche begleitet sowie in Rechts- und Integrationsfragen qualifiziert und mehrsprachige Gottesdienste gefeiert. Das Engagement der Kirchen für die geflüchteten Menschen bleibt nicht ohne Rückwirkungen: *Die Erfahrungen von Christinnen und Christen und Erwartungen an die Kirche verändern auch das Leben der Kirchen selbst.*

Anhand der in Kapitel 1.4. genannten grundlegenden Wesensäußerungen von Kirche benennen wir exemplarisch Projekte und Erfahrungen aus dem Raum der Evangelischen Kirche von Westfalen, die zur Diskussion und zum Weiterdenken anregen.

3.1 Gemeinsam Kirche sein



Die Lydiagemeinde will international werden

„Gemeinsam Kirche sein – internationale Gemeinde werden“ – dieses Motto ist für die Lydiagemeinde in Dortmund Programm. Laut Gemeindegliederkartei gehören Christinnen und Christen aus 62 Nationen zu ihr. Seit 2016 ist sie dabei, im ganzen Gemeindeleben Menschen mit Migrationswurzeln bewusst wahrzunehmen und einzubeziehen. Was in Kitas und Kinderkirche selbstverständlich ist, soll es auch in anderen Bereichen der Gemeindearbeit werden. Ab 2020 wird sich das Projekt auch in den Leitungsstrukturen abbilden: Für

mindestens zwei Positionen im neuen Presbyterium sollen Menschen mit internationalen Wurzeln kandidieren. „Es geht uns darum, das Eigene mit dem Fremden zu verweben“ – so beschreibt die Gemeinde das Ziel dieses Konzepts.



Die persischsprachige Gemeinde in Paderborn

Etwa 50 bis 70 persischsprachige Christinnen und Christen feiern im Paderborner Lukas-Zentrum Gottesdienst in Farsi und gestalten Bibelkurse. Einmal im Monat finden gemeinsame Gottesdienste mit der evangelischen Lukasgemeinde statt. Hier werden als sichtbare Zeichen der Einheit auch Taufen gefeiert – einige Hundert in den vergangenen Jahren – und das Abendmahl ausgeteilt. Der zuvor ehrenamtliche Pastor Mehrdad Sepehri Fard hat hier seit Herbst 2017 eine Projektstelle: „Seelsorge für persischsprachige Christ*innen“. Unterstützung kann bei ihm auch aus anderen Regionen Westfalens angefragt werden. Er sagt: „Christinnen und Christen anderer Sprache und Herkunft fühlen sich in der Landeskirche heimisch, wenn sie Lieder und Rituale, aber auch ihre Sprache beitragen können.“ Deshalb gehen immer mehr Gemeinden dazu über, im Gottesdienst Lesungen in unterschiedlichen Sprachen zu halten. So fühlen sich Christinnen und Christen aus anderen Ländern angesprochen.

Die seit den 1970er Jahren entstandenen sogenannten „Gemeinden anderer Sprache und Herkunft“ lebten oft in guter Nachbarschaft mit evangelischen Gemeinden, manche als Untermieter oder Mitbewohner in Gemeindehäusern und Kirchen. Der Kontakt war nicht selten eine sprachliche und kulturelle und auch theologische Herausforderung. Doch etliche Migrationsgemeinden existieren nun in der zweiten Generation. Kinder und Jugendliche sprechen besser Deutsch als die Muttersprache ihrer Eltern. Sie sind in Deutschland sozialisiert. Das Interesse an Zusammenarbeit mit den Ortsgemeinden ist groß. Inzwischen hat sich mit Unterstützung der Landeskirchen in NRW auch ein Netzwerk guter Zusammenarbeit entwickelt:



Der Internationale Kirchenkonvent

Den Internationalen Kirchenkonvent Rheinland-Westfalen (IKK) bilden etwa 160 im weitesten Sinne reformatorische Gemeinden, die untereinander und mit der rheinischen und der westfälischen Kirche ökumenisch zusammenarbeiten. Das Spektrum reicht von charismatisch-pfingstlerischen über presbyterianische und methodistische Gemeinden bis zu lutherischen und reformierten Auslandsgemeinden. Dem IKK kann beitreten, wer die Basisformel des ÖRK akzeptiert:

„Wir zählen uns zur Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Die Mitgliedskirchen und –gemeinden bieten Menschen aus jeweils demselben Sprach- und Kulturkreis ein wenig Heimat in der Fremde. Sie sind Anlaufstellen für neu Ankommende und helfen, sich im neuen Umfeld zurecht zu finden. Auch die Arbeit für Geflüchtete spielt eine große Rolle.

Der IKK vernetzt diese Gemeinden mit der rheinischen und westfälischen Landeskirche, bietet Fortbildung, berät und unterstützt. Das Spektrum reicht von der Taufe von Asylsuchenden bis zu den reformatorischen Wurzeln der verschiedenen Traditionen oder dem Verständnis von Mission und Nachfolge. Der Austausch ist eine große Hilfe, kulturelle Unterschiede zu verstehen und zu überbrücken.

Die Verbundenheit mit anderen Gemeinden und der weltweiten Christenheit ist grundlegend für das Verständnis von Gemeinde und Kirche. Dies zeigen schon die Anfangszeilen neutestamentlicher Briefe: „Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus“, schreibt Paulus an die „Gemeinde Gottes in Korinth, ... samt allen, die den Namen unseres Herrn Jesus Christus anrufen an jedem Ort, bei ihnen und bei uns“ (1. Korinther 1,2.3). Gemeinde vor Ort ist stets Teil eines größeren Ganzen. Die Gemeinschaft mit Christus „umgreift, relativiert und transzendiert die natürlichen, sozialen und nationalen Gemeinschaftsformen“, heißt es in einem Text der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa, zu deren Gründungsmitgliedern die EKVW gehört. Dies ist die Vision von der einen konkret erfahrbaren *und* weltumspannenden Kirche, die ihre Einheit in Christus weiß und gemeinsam „Leib Christi“ ist. Folgt man dieser Vision, so wird deutlich, dass Gott durch die Andersartigkeit des Anderen etwas an mich heranträgt. Gott selbst ist es, der uns durch das Fremde herausfordert und bereichert. Im Fremden begegnet uns Gott: Ihr habt *mich* aufgenommen.

Bei allen Schwierigkeiten erleben in unserer Kirche Gemeinden, Gruppen und Einzelne, wo sie Fremde wahrnehmen, sich auf Fremdes einlassen und sich damit auseinandersetzen, immer wieder menschliche, inhaltliche, theologische und geistliche Bereicherung. Die folgenden Beispiele regen an, nach passenden Antworten im eigenen Gemeinde- oder Arbeitsbereich zu fragen.



Mitbürger und Hausgenossen? (Epheser 2,19)

Mitten in die Vorbereitungen für den Neujahrsempfang platzt die Mail: „Ist der Neujahrsempfang jetzt immer international? Dann ohne uns – den Chor – so chaotisch wie das im letzten Jahr war – das tun wir uns nicht an!“

Es folgen Krisenmails, Telefonate, Gespräche. Ergebnis allen einfühlsamen Nachfragens: Die Akustik! Es war zu laut. Die Anlage der afrikanischen Band war mit unserer nicht kompatibel. Es kam zu Rückkoppelungen, zum Überschreien der Wortbeiträge, unsere eigene Anlage war übersteuert. – Vorsichtige Anfrage: Könnt Ihr auch leiser?

So seid Ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürgerinnen der Heiligen und Gottes Hausgenossen.

Sonntagnachmittag – ein Mitglied der tamilischen Gemeinde steht vor der Tür. „Unser Pfarrer möchte nicht, dass die Gemeindeglieder sich weiter an den internationalen Gottesdiensten beteiligen. Es kommen zu wenig tamilische Elemente darin vor und es ist nicht genügend

Zeit für unseren Pastor im Gottesdienst.“ Er sollte beim Neujahrsempfang mit den anderen Geistlichen zusammen die Gemeindeglieder segnen. Ein persönlicher Segen für jeden, der möchte – in der Sprache des jeweiligen Segnenden. Er sagt ab.

Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen?

Aufregung beim Pfarrer der koreanischen Gemeinde. Vereinbart war, eine Dialogpredigt zu halten. Ein Vertreter der tamilischen Gemeinde und er wurden gebeten diese zu halten. „Eine Predigt halte ich allein. Wie soll ich da noch einen zweiten an meiner Seite haben?“ Irritation und Unsicherheit. Wir verabreden uns zu viert und erarbeiten gemeinsam eine Dialogpredigt – der tamilische Student beleuchtet die weltlichen Aspekte, der koreanische Pfarrer die geistlichen.

Mitbürgerinnen der Heiligen und Gottes Hausgenossen?

Nach vielem Hin und Her und schlaflosen Nächten der Gottesdienst. Die afrikanische Band hat die Anfrage verstanden: Sie singt a cappella, nur mit einer verstärkten Gitarre. Unsere Anlage funktioniert mit einem technikerprobten Presbyter optimal. Die Dialogpredigt wird sehr positiv aufgenommen. Der tamilische Pastor nimmt entgegen seiner Absage doch teil und segnet die, die vor ihm stehen, und eine Abordnung einer befreundeten tamilischen Gemeinde aus Duisburg ist auch noch da.

Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen!

3.2 Gemeinsam den Glauben feiern



„Ich will selber denken“ – Hasan Nabeel singt im Luther-Oratorium

Der Pakistani ist wohl einer der ungewöhnlichsten Sänger des Luther-Oratoriums. Hasan Nabeel wusste vorher nicht, wer Luther ist. „Ich bin dabei, mehr über ihn zu lernen“, sagt der 31-jährige, der seit 2015 in Deutschland ist. Im Chor lerne er nicht nur seinen neuen Glauben und die deutsche Sprache besser kennen, er habe auch Freunde gefunden.

Kontakt mit dem christlichen Glauben hatte Nabeel schon in Pakistan. Mit einem Freund habe er eine Kirche besucht, sagt er. Seine muslimische Familie habe ihm die Gottesdienstbesuche verboten. Er entschloss sich zur Flucht. Im August 2016 wurde Hasan Nabeel getauft. Wenn der kräftige Mann, der in Pakistan als Schmied arbeitete, davon spricht, geht ein Strahlen über sein Gesicht: „Ich habe so lange darauf gewartet. Vor der Taufe dachte ich, dass ich durch die Flucht viel verloren habe. Jetzt sehe ich, was ich gewonnen habe.“

Sein Lieblingslied aus dem Oratorium trägt den Titel „Selber denken“. Darin heißt es: „Ich will selber denken – ich mit Gott allein“. An Luther fasziniere ihn die Botschaft der Freiheit: „Wir können selbst Entscheidungen treffen und müssen nicht wie andere Menschen sein. Wir sind nur Gott verantwortlich.“

Im Gottesdienst versammeln sich Menschen, um Gott nahe zu sein, ihn zu loben und im Gebet ihre Sorgen und Ängste auszubreiten. Sie suchen Ruhe und Trost, Gemeinschaft miteinander und mit Gott und eine lebensnahe Predigt. Viele finden im Gottesdienst Stärkung, Heimat und Gemeinschaft.

Der Gottesdienst hält eine lange Tradition lebendig. Viele Gemeinden sehen hier die Mitte des Gemeindelebens. Umso schöner ist es, wenn sich dort Menschen mit anderen gottesdienstlichen Traditionen und anderer Frömmigkeit einbringen. Wird der Gottesdienst „unter Verantwortung und Beteiligung der ganzen Gemeinde gefeiert“, kann dies zu neuer Vielfalt der Klänge und Rhythmen führen, zum Hören von Gottes Wort in anderen Sprachen und zu intensivem gemeinsamem Gebet.

Die Feier des Gottesdienstes selbst hat Migrationshintergrund. Elemente aus Liturgien und Gebeten aus Israel, Syrien, Byzanz, Rom und Nordafrika haben sich zu dem gefügt, was Menschen in Westfalen heute als ihre gottesdienstliche Heimat empfinden. „Unser“ evangelischer Gottesdienst spiegelt die weltweite Ökumene aus zwei Jahrtausenden.

Das kann man auch in der Musik erleben. Durch die Mission und die Posaunenchorarbeit wurde protestantische Kirchenmusik in alle Welt exportiert. Die dortigen Kirchen haben sie übernommen und zu Teilen ihrer eigenen Tradition gemacht. Umgekehrt hielten bei uns Gospelmusik und Lieder aus der weltweiten Ökumene Einzug in Gottesdienste und Liederbücher. Musik überwindet kulturelle und sprachliche Grenzen, und Chöre sind gute Möglichkeiten, um mit einer Gemeinde in Kontakt zu kommen. Die Frömmigkeit und der Predigtstil von Christinnen und Christen anderer Sprache und Herkunft mögen oft befremden, aber Gesang und Musik lassen erleben, wie das Gotteslob Menschen vereint.

Wichtig ist in all dem die Grundhaltung der Gemeinde: Ist der Gottesdienst „gute Stube“, in der die schönsten Stücke präsentiert werden oder die lebenswarme Wohnküche, in die alle Kinder Gottes nach Hause kommen, Hunger und Durst stillen und Gemeinschaft genießen?



Dazu einige Impulse:

[Material und Hinweise auf mehrsprachige Liturgien, Gebete und Bibelübersetzungen in unterschiedlichen Sprachen sowie zur Taufe von Asylsuchenden, zu Glaubenskurse und der Feier des Abendmahls finden sich im Internet.]

3.3 Glauben weitergeben und bezeugen



Maryam erzählt

„Ich bin in eine muslimische Familie hineingeboren, aber ich hatte im Iran immer große Probleme mit der muslimischen Unterscheidung zwischen Mann und Frau, zum Beispiel vor Gericht. Deswegen habe ich einen Gott, der mich nicht liebt, abgelehnt und habe im Iran ohne Glauben gelebt. [...] Im Heim in Hemer haben meine Kinder zwischendurch mit dem Ehepaar S. über den christlichen Glauben gesprochen [...] An einem Tag habe ich ein Gespräch mitgehört. In der Geschichte wollten Männer eine Ehebrecherin steinigen, doch dann kam Jesus, stoppte sie und sagte, wer unschuldig ist, werfe den ersten Stein. [...] Jesu Worte haben mich sehr bewegt. Deswegen habe ich mich in Iserlohn bei der Flüchtlingsberatung über christliche Gemeinschaften in Iserlohn informiert.“

Nach Paulus ist das ganze Leben eines Christenmenschen Gottesdienst. Geschwisterliche Liebe, fröhliche Hoffnung, beharrliches Gebet, Eintracht und Gastfreundschaft gegenüber Fremden bezeugen den Glauben. Doch gehört zum Gottesdienst im Alltag der Welt auch der Widerspruch gegen vorurteilsbeladenes und hasserfülltes Reden und Tun. In Verlautbarungen und in Diskussionsforen werden Fremde und das Engagement für sie verunglimpft. In vielen Ländern der Welt werden Christinnen und Christen bedrängt und verfolgt. Menschen vieler Religionen und Überzeugungen werden bedroht, wenn sie sich für Gerechtigkeit einsetzen. Unsere Kirche weiß sich verpflichtet, allem entgegen zu treten, was die Menschenwürde derer, die „anders“ sind, in Frage stellt. Dazu gehört auch, hier und in aller Welt für das Recht auf freie Religionsausübung einzutreten.

Auch kirchliche Bildungsarbeit bezeugt das Evangelium. Evangelische Bildung ist ein ganzheitlicher und lebenslanger Prozess. Sie will Urteilsfähigkeit fördern und zum Handeln befähigen, das am christlichen Menschenbild orientiert ist. Vor allem aber geht es darum, biblische Worte und Bilder kennenzulernen, die zur Deutung und Gestaltung des Lebens helfen. Die Gleichnisse und Beispielgeschichten, mit denen Jesus vom Reich Gottes sprach, sind solche lebenserschließenden Erzählungen. Wenn die Geschichte von Menschen Gehör findet und in das Licht des Evangeliums tritt, eröffnen sich Horizonte. Wo Menschen, die neu dazu kommen, ihre Geschichten erzählen können, ordnen sich Dinge und Erfahrungen: Eigene und fremde Geschichten beginnen zu sprechen. So wird persönliche Begegnung zum Schlüssel für das Verständnis des anderen. In geschützten Räumen kann auch das zu Wort kommen, was an Schwerem erlebt wurde.



Eine Gruppe von Christen aus verschiedenen muslimisch geprägten Ländern trifft sich monatlich mit Angehörigen der landeskirchlichen Kerngemeinde am Ort zum Bibelteilen.

Das Gespräch ist mühsam und fordert viel Geduld. Da viele nur Farsi sprechen, geht ohne Dolmetscher nichts. Die Frau, die übersetzt, ist Muslimin und stößt bei Begriffen wie „Sakrament“ oder „Trinität“ an ihre Grenzen. Doch dann locken die Bibeltexte die Geflüchteten zum Erzählen: wie sie nicht einmal Abschied nehmen konnten von Familie und Freunden, welche Odyssee durch verschiedene Lager hinter ihnen liegt, welche Ängste sie plagten, aber auch welche Kraft der Glaube ihnen schenkt. Und mit einem Mal beginnen Worte Jesu zu leuchten, die in unseren volkscirchlichen Ohren so sperrig klingen:

„Und wer Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Äcker verlässt um meines Namens willen, der wird's hundertfach empfangen und das ewige Leben ererben.“

Matthäus 19,29

Solche Verse bilden die Realität ab, die Geflüchtete erleben. Befremdliche Texte bekommen ein individuelles Gesicht. Wir sehen uns Gesprächspartnern gegenüber, die unsere Vorstellung von christlichem Leben sprengen. Wem ein Iraner berichtet, wie er eine christliche Versammlung im Untergrund besuchte und sich nur durch den Sprung aus dem Fenster vor der Polizei retten konnte, ahnt etwas von den Kosten der Nachfolge. Wem eine Frau erzählt, wie ihr Mann sie mit Säure überschütten will, da sie sich für das Christentum interessiert, beginnt zu verstehen, was teure Gnade bedeutet.

Vieles, was verfolgte Christen erzählen, verstört. Und es weckt Respekt vor dem Glaubensmut dieser Menschen und schafft Nähe zwischen Brüdern und Schwestern im Glauben. Geflüchtete stehen nicht wie Säulenheilige vor uns, sie finden einen Weg zu unserem Herzen, wenn sie von ihren Erfahrungen mit Christus erzählen,

ihren Ängsten, aber auch ihrer Freude, von ihrer Befreiung durch das Evangelium. So verkünden sie uns – die wir doch angetreten waren, diesen Taufanwärtern das Christentum „beizubringen“ – eine ermutigende Botschaft.

Kulturelle und religiöse Verschiedenheit sind in den vertrauten Gruppen und Kreisen der Gemeinden eher selten. Im Kindergarten aber und im Klassenzimmer fängt die interreligiöse Begegnung meist an. Durch die Menschen, die sich dort begegnen, wird es unausweichlich zu fragen, wie das Miteinander gelingen kann. Dem mit Offenheit und Bereitschaft zur Reflexion zu begegnen, erfordert viel von Erziehern und Lehrerinnen, Eltern und Kindern. Die Bereitschaft zum lebenslangen Lernen kann nicht einfach gefordert werden. Aber es lassen sich fördernde Rahmenbedingungen schaffen.

In der Jugendarbeit, in der Erwachsenenbildung und in allen anderen kirchlichen Handlungsfeldern wird versucht, interkulturelles Lernen zu fördern. Beispielhaft wird hier vorgestellt wie das konkret im Kindergarten und in einer Schule aussehen kann.



Pädagogik der Vielfalt in Kindertageseinrichtungen

Entsprechend ihren Leitbildern arbeiten die evangelischen Tagesstätten für Kinder in Altena, Iserlohn und Schwerte inklusiv. Das bedeutet, das Miteinander ist am Einzelnen ausgerichtet, egal woher er oder sie kommt, welche Sprache er spricht oder welchen Hintergrund sie hat. Alle sind eingeladen und werden in ihrer Individualität wahrgenommen. In allen drei Kitas gibt es Mitarbeitende, die den Zertifikatskurs Interkulturelle Kompetenz besucht haben und Englisch sprechen. Besonders wichtig ist, dass sie sich mit den kulturellen Unterschieden bei den Umgangsformen in den Herkunftsländern (Blickkontakt, Begrüßungsrituale, Umgang mit der Zeit etc.) auskennen.

Miteinander voneinander lernen in der Schule

In der Hans-Ehrenberg-Schule lernen in der internationalen Klasse seit 2016 Schülerinnen und Schüler aus sieben Nationen Deutsch miteinander. Erst wenn die Deutschkenntnisse es ermöglichen, nehmen sie am Regelunterricht in den Klassen teil. „Spracherwerb heißt für uns auch, miteinander leben, Kennenlernen der christlichen Kultur.“ So integrieren zum Beispiel die verschiedenen Fachlehrerinnen und -lehrer sowie die Schulsozialarbeiterin im Dezember verschiedene Aktivitäten in den Schulalltag, die den Schülerinnen und Schülern die Bedeutung der christlichen Traditionen im Weihnachtskreislauf näherbringen. Es werden zum Beispiel Adventskränze gebunden oder Weihnachtslieder gesungen. Aus ihrer Partnerschule Talitha Kumi in Bethlehem/Palästina hat das evangelische Gymnasium verschiedene Krippendarstellungen als Geschenk erhalten. Diese dienen als Anschauung für die Auseinandersetzung mit der Geburt Christi.

Im Projekt „Unsere Feiertage“ geht es um verschiedene Feiertage im Kirchenjahr bzw. Jahreskalender. Der Interreligiöse Kalender im Klassenraum zeigt die Traditionen. Anhand von Symbolen wird erzählt, welchen Ursprung und Sinn der jeweilige Tag hat. Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden benannt und respektiert.

3.4 Verantwortung übernehmen



„Ich will es ganz besonders richtig machen!“

Halil Karacayli leitet den Bereich „Unterstütztes Wohnen Eckardtsheim“ bei Bethel.regional.

Halil Karacayli ist in Deutschland geboren, kehrte aber mit zehn Jahren mit seiner Familie zurück in die Türkei. Dort lernte er Türkisch und Arabisch, die Sprache seines Vaters.

2004 begann Karacaylis „Bethelkarriere“. Er arbeitete mit verhaltensauffälligen jungen Erwachsenen. „Als ich mich nach zwei Jahren auf meine Stelle wieder bewerben musste, wurde mir deutlich gemacht, dass christliche Mitbewerber bessere Chancen haben.“ Doch obwohl er Alevit ist, erhielt er eine Festanstellung und ist heute Bereichsleiter. Mit 24 Mitarbeitenden ist der Bereich ein eher kleiner Arbeitsbereich in Bethel, wo insgesamt etwa 19.000 Mitarbeitende beschäftigt sind.

Glaubt er, sein alevitischer Hintergrund wird einer weiteren Karriere im Weg stehen? „Wahrscheinlich schon – oder vielleicht, eventuell noch die Regionalleitung?“ Da wird das Terrain unsicher, denn es gibt noch keine Vorbilder.

Und wie geht diakonisch Leiten bei Halil Karacayli? „Meine Mitarbeitenden wollen meistens nicht so gerne darüber reden, wie das diakonische Profil in ihrem Handeln im Alltag sichtbar wird – dann bringe ich das ins Gespräch ein.“ Und das mit Leidenschaft: „Jeder Mensch wird von Gott geliebt, und deshalb sollen auch wir jedem Menschen mit Respekt begegnen. Das ist es eigentlich. Und das haben wir auch gemeinsam, die christliche und meine alevitische Religion.“

Wie blickt er auf die Herausforderung einer interkulturellen Öffnung? „Ich denke, die Ausbildung in den diakonischen Berufen sollte so angepasst werden, dass sie auch für Menschen mit einem nichtchristlichen Hintergrund attraktiver wird.“ Dann könnte in Zukunft noch mehr Vielfalt zu Bethel dazu gehören.

Jesus stellt einen Andersgläubigen als Vorbild der Nächstenliebe dar. Der barmherzige Samaritaner (Lukas 10,25–36) selbst fragt nicht nach Volkszugehörigkeit oder Religion, er empfindet Mitleid und hilft dem Bedürftigen. Weil er „die Barmherzigkeit“ an ihm tut, wird er zu seinem Nächsten. Von Barmherzigkeit ist in der Bibel die Rede, wo Gott die Armut, die Not, die Schuld und das Elend „sieht“ (1. Mose 16,13), die Klage und das Schreien der Menschen „hört“ (Richter 2,6 18), die Zerstreuten „sammelt“ (Jesaja 54,7), des Menschen „gedenkt“ (Psalm 8,5) und Bedrängte aus ihrer Lage rettet, ihnen hilft und vergibt (Micha 7,18; Psalm 103,8; vgl. 2. Mose 34,6 f.). Barmherzigkeit und Gerechtigkeit verweisen aufeinander; nur ein barmherziger ist ein guter Richter (2. Mose 23,6). Barmherzigkeit verschafft dem Bedrängten Recht (3. Mose; 2. Mose 22,20).

Europäische und globale Krisen wie die Finanzkrise ab 2008, die Griechenlandkrise 2015 und die Flüchtlingskrise seit 2015 brachten eine dramatische Herausforderung für das Verhältnis von persönlicher Hilfemotivation, zivilgesellschaftlicher Integrationskraft, politischer Gestaltungsfähigkeit und allgemeiner Rechts- und Vertragstreue. Zwischen einer offenen „Willkommenskultur“, militanter Hilfeverweigerung

bis hin zu gewalttätigen Übergriffen und dem Gebot der Wahrung geltenden vertraglichen und staatlichen Rechts bestehen scharfe Spannungen. Barmherzigkeit als die Bereitschaft und Fähigkeit, den Elenden Recht zu schaffen, ist erneut herausgefordert.



Primäre Aufgabe der Diakonie ist es, sich in besonderer Weise jenen Bereichen von Not zuzuwenden, die vom Netz öffentlicher sozialer Einrichtungen nicht entsprechend wahrgenommen werden. Diakonisches Handeln ist immer auch Protest, weil es Not lindert und zugleich nach Veränderung der Bedingungen ruft, die die Not verursachen.

Diakonie Österreich, Vergleiche: Benz 2014

Herausforderungen für den Wohlfahrtsverband Diakonie

Wer mit Menschen vielfältiger kultureller und religiöser Hintergründe arbeitet, will „nah dran“ an die Menschen. Dafür braucht es Mitarbeitende, die gut in interkultureller Sensibilität geschult sind oder selbst Migrationshintergrund haben und damit diverse kulturelle und sprachliche Kenntnisse. In manchen Bereichen gibt der Personalmangel den Anstoß, schnell und neu darüber nachzudenken, wer in kirchlichen Einrichtungen in Zukunft arbeiten sollte.



Der Motor für unsere Interkulturalität ist nicht die interkulturelle Arbeit an sich, sondern die Not, dass wir viele Stellen gar nicht besetzt kriegen. Es gibt riesige Bedarfe, fast 300.000 offene Pflegestellen in Deutschland. Und dann gibt es unter den Asylbewerberinnen viele, die gerne eine Ausbildung machen wollen – und es aus rechtlichen Gründen nicht dürfen. Lasst uns den Bedarf und Menschen, die willig sind, politisch zusammenbringen!

Diakonin Regine Buschmann, Öffentlichkeitsarbeit der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel

Besonders in den westfälischen Großstädten wird die Bevölkerung kulturell bunter. Rund ein Drittel aller Menschen in Dortmund haben einen familiären Migrationshintergrund. Diese Vielfalt bereichert die Stadt und eröffnet neue Chancen.

Der Anteil der muslimischen Bevölkerung steigt stetig. Menschen mit christlichem Hintergrund sind – auch als Mitarbeitende in der evangelischen Diakonie – häufiger Mitglieder der katholischen als der evangelischen Kirche. Dies gilt sowohl für das Ehrenamt wie auch für die berufliche Mitarbeit. Vielfalt in der Mitarbeiterschaft von diakonischen Einrichtungen ist also Notwendigkeit und Chance zugleich.

Spannend ist die Frage, wie die Diakonie als evangelische Arbeitgeberin dies gestalten kann. Sie hat sich an die Loyalitätsrichtlinie der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gebunden, um den evangelischen Charakter ihres Handelns zu gewährleisten. Dies setzt verbindliche und transparente Standards für die Auswahl und Einstellung hauptamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Im Fokus steht dabei die Einstellung von Personen, die Mitglied einer Gliedkirche der EKD sind. Möglich ist darüber hinaus die Einstellung von Mitarbeitenden aus einer Glaubensgemeinschaft, die der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) angehört. Unter besonderen Voraussetzungen ist es auch möglich, Mitarbeiter zu beschäftigen, die keiner christlichen Kirche angehören. Die Einstellung von Bewerber*innen, die aus der Kirche ausgetreten sind, ist dagegen ausgeschlossen.

Diese Differenzierung ist hilfreich. Sie kann zur interkulturellen Öffnung der Diakonie beitragen: Durch Migranten in den Arbeitsteams treten soziokulturelle Veränderungen ein, die innovative Impulse setzen können. Die Diakonie würde ihren Auftrag verdunkeln und sich selbst schaden, wenn sie Menschen grundsätzlich ausschliesse, die bereit sind, ihren Dienst zu unterstützen und mitzutragen. Der immer stärker angespannte Fachkräftemarkt verfügt zudem nicht über das erforderliche qualifizierte Personal, das zugleich Mitglied in der evangelischen Kirche ist. Wäre es erforderlich, den Grundsatz „evangelische Bewerber“ ohne Wenn und Aber einzuhalten, müsste manches Diakonische Werk schließen.



Am 31. Dezember 2016 umfasste die Einwohnerzahl Dortmunds 601.150 Personen. Hiervon waren 104.115 Personen „Ausländer“, das heißt sie hatten einen gemeldeten Wohnsitz und einen ausländischen Pass. Die Gesamtquote für die Stadt lag somit bei 17,3 Prozent. Im größten Stadtbezirk Dortmunds, in dem 59.648 Personen leben, verfügten 30.080 Personen über einen ausländischen Pass, also 50,7 Prozent.

Interkulturelle Öffnung ist auch in Bezug auf die Menschen erforderlich, denen unser diakonischer Auftrag gilt. Arbeitet man zum Beispiel in einem Förderzentrum für Kinder mit Handicaps, muss man wissen, durch welche Erfahrungen und Wertehaltungen zum Beispiel türkische Eltern in ihrem kulturellen Umfeld geprägt sind. In der Pflege sind interkulturelle Kenntnisse unabdingbar (kultursensible Pflege). In der Stadtteilarbeit muss man Vielfalt als Bereicherung empfinden und bereit und in der Lage sein, den interkulturellen Dialog in Gang zu halten.

Das gilt insbesondere im Einsatz an der Seite von Menschen, die keine positive Lebensperspektive, keine Chance auf Integration haben. Angst und Gewalt nehmen bei den chancenlosen Menschen der Gesellschaft zu. Das bekommen auch die Dienste der Diakonie zu spüren. Sowohl in der Wohnungslosenhilfe als auch in der Migrationsarbeit wird es zum Problem. Die Mitarbeitenden erhalten spezielle De-Eskalationstrainings und werden geschult in entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen, um mit Aggression gegen Mitarbeitende der Wohnungslosenhilfe, mit Beschaffungskriminalität und Übergriffen auf sie umgehen zu können. Denn auf der Straße, zu Fuß gibt es so manche angstmachende Begegnung, insbesondere für Frauen im diakonischen Dienst. Frustration aufgrund von „Anmache“ und Angst vor Übergriffen gehören zu den Kündigungsgründen engagierter junger Mitarbeiterinnen der Diakonie.



Willkommen Europa – Casa Copiilor in Dortmund.

Nähere Informationen auf Facebook: www.facebook.com/diakoniedortmund/posts/er%C3%B6ffnung-des-casa-copiilor-in/1872271163059770/

4. Konsequenzen für Kirche und Gesellschaft

Als „Kirche mitten in der Welt“ wollen wir unserem Selbstverständnis gemäß einen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben in der Gesellschaft leisten. Für die Gestaltung einer von Migration bestimmten Gesellschaft bringen wir wertvolle Erfahrungen aus der ökumenischen Arbeit und aus dem interreligiösen Dialog mit. Unser langjähriges gesellschaftspolitisches Engagement weist uns zudem als wichtige Gesprächspartnerin für Politik und Zivilgesellschaft aus.

Das folgende Kapitel zeigt den Handlungsbedarf, den wir bei uns als Evangelische Kirche von Westfalen selbst sehen, und es werden die Forderungen skizziert, die wir in den politischen und gesellschaftlichen Diskurs einbringen wollen.

4.1 Den Dialog festigen – Die interkulturelle Entwicklung der Kirche fördern

Den Dialog festigen

Wer heute als Christin oder Christ in Deutschland lebt, taucht nicht unbedingt in einer Ortsgemeinde auf. Christsein in Deutschland ist zunehmend geprägt von einer wachsenden Vielfalt von Glaubensgemeinschaften und Frömmigkeitsformen. Das erweist sich als Herausforderung für das ökumenische Gespräch. Die Ortsgemeinden und lokalen ACK (Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen) haben die christlichen Gruppen, Freikirchen und (Migrations-)Gemeinden in ihrem Einzugsbereich nicht immer genügend im Blick, und diese wünschen ihrerseits nicht alle den Kontakt.

Ein großer Teil der Migrantinnen und Migranten in Deutschland stammt aus Ländern, in denen nicht-christliche Religionen die Mehrheit bilden. Muslime verschiedenster Prägung, Juden, Hindus, Buddhisten, Jesiden, Aleviten, Bahai, Sikhs und Angehörige anderer religiöser Gruppierungen sind nach NRW zugewandert und treffen in vielen Fällen auf Gläubige ihrer je eigenen Religionen, die schon länger in Deutschland ansässig sind. Gerade die muslimischen Verbände haben Migrantinnen und Migranten durch vertraute Strukturen Rückhalt geben können. Dies hat zum Teil Integration befördert. Der ausschließliche Gebrauch der Muttersprache und die Orientierung an nationaler oder ethnischer Zugehörigkeit können aber auch die konstruktive Auseinandersetzung mit der neuen Gesellschaft, ihren Werten und Beteiligungsmöglichkeiten erschweren.

Der interreligiöse Dialog knüpft an der Religiosität von Migrantinnen und Migranten an und unterstützt sie bei der Wahrnehmung ihres Rechts auf freie Religionsausübung. Durch die Information über religiöse Feste oder die Schaffung von Gebetsräumen in Krankenhäusern etwa entsteht wechselseitige Kommunikation. Es werden Brücken in die Gesellschaft hinein geschlagen, die wiederum ein Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt sind. Dasselbe gilt übrigens auch für das ökumenische Gespräch mit zugewanderten christlichen Gruppen.

Für die Gläubigen der in Deutschland ansässigen Mehrheitsreligion ist der interreligiöse Dialog bedeutsam, weil der Austausch mit Andersgläubigen zur Überprüfung des eigenen Glaubens und zu dessen Profilierung führt. So ist er ein Beitrag zur Ausformung christlicher Sprachfähigkeit. Beispiele für eine Kooperation der Religionen und Konfessionen, die in das Gemeinwesen hinein wirkt, sind die in Westfalen gut etablierten Friedensgebete der Religionen und die Interkulturellen Wochen sowie die Woche der Brüderlichkeit.

Der interreligiöse Dialog hat eine gute Tradition in Westfalen. In den vergangenen Jahrzehnten wurden von Respekt und Vertrauen geprägte Beziehungen aufgebaut. Sie fördern das gegenseitige Verständnis und bilden eine gute Basis, um die religiösen, menschlichen und politisch-gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart gemeinsam anzugehen.

Die interkulturelle Entwicklung der Kirche fördern

Vielfalt ist ein Geschenk, das es zu pflegen gilt. Das gilt auch für die Vielfalt, die Menschen verschiedener Herkunft und kulturellen Hintergrunds für unsere Kirche bedeuten können. Diese Vielfalt kann bereichernd in der Kirche wirken.

Ganz praktisch könnte das so aussehen:

Kirchengemeinden erörtern die Thematik mit dem Ziel des Kennenlernens, der Ansprache und systematischen Einbeziehung der Christen anderer Sprache und Herkunft. Besonders jener, die auf dem Gebiet der Gemeinde leben und/oder schon über Kindergarten, Jugendarbeit und ähnlichem Kontakt zur Gemeinde haben. Presbyterien entwickeln eine Strategie zur Förderung der Vielfalt in den gemeindlichen Gremien. Diese fließt in die Gemeindekonzeption ein und wird schrittweise umgesetzt.

Kirchenkreise beschäftigen sich im Kreissynodalvorstand mit dem Thema. In welchen Entscheidungsgremien dient Pluralität der Herkunft und kulturelle Diversität zur Qualitätssteigerung? Sie entwickeln eine Strategie, um Diversität zu nutzen. Diese fließen in die Kirchenkreiskonzeption ein.

Die Landeskirche berät und beschließt eine Strategie, um kulturelle Diversität zu fördern und zu nutzen. Dies fließt in das Personalentwicklungskonzept ein. Die Förderung des Ehrenamtes wird auch unter dem Gesichtspunkt des Diversity Managements vorangetrieben.



Besonders erfreulich finde ich, dass die Evangelische Kirche auch auf sich selbst einen kritischen Blick werfen möchte und zum Beispiel einen Handlungsbedarf erkennt, sich noch stärker interkulturell öffnen zu müssen. [...] Die interkulturelle Öffnung von staatlichen Einrichtungen, Strukturen und Behörden ist mir, aber auch der Landesregierung, ein besonderes Anliegen. Zum einen, weil sie eine wichtige Voraussetzung für die Teilhabe und gelingende Integration der Menschen mit Einwanderungsgeschichte darstellt. Zum anderen bringen es der in vielen Bereichen drohende Fachkräftemangel und die notwendig gewordenen Anpassungen von Strukturen, Angeboten und Dienstleistungen an die zunehmende Vielfalt der Gesellschaft mit sich, dass auf die Kompetenzen und Potenziale von Menschen mit Einwanderungsgeschichte nicht verzichtet werden kann und auch nicht verzichtet werden darf.

Serap Güler, Staatssekretärin für Integration im Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes NRW

4.2 Kirchenasyl gewähren – Recht auf Asyl stärken – sichere Passagen gewährleisten

Kirchenasyl gewähren

Unter Kirchenasyl versteht man heutzutage die Aufnahme von Flüchtlingen in die Obhut einer Kirchengemeinde, um eine den Flüchtlingen drohende staatlichen Abschiebung zu verhindern. Die Zahl der Fälle, in denen dieser kirchliche Abschiebungsschutz gewährt wird, ist vergleichsweise gering angesichts der mehr als eine Million Flüchtlinge, die seit 2015 zu uns gekommen sind. Die ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft „Asyl in der Kirche“ beziffert sie für November 2017 bundesweit mit 348, während das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) von Mai bis September 2017 679 Fälle gezählt hat. In Nordrhein-Westfalen gab es Ende August 2017 etwa 100 Fälle von Kirchenasyl.

Trotz der geringen Zahl führt das Kirchenasyl regelmäßig zu heftigen Kontroversen. Kritiker beanstanden, die kirchliche Asylgewährung erhebe sich über das allein maßgebliche staatliche Recht, stelle Humanität über Gesetze und bewirke damit eine Aushöhlung des Rechtsstaats. An dieser Kritik ist richtig, dass Kirchenasyl eine Abschiebung zunächst einmal vereitelt. Dies geschieht jedoch nicht willkürlich oder als Ausdruck eines kirchlichen Widerstandsrechts gegenüber dem Staat. Es handelt sich vielmehr um einen seelsorgerlichen und diakonischen Beistand für besonders Bedrängte. Ziel ist, für eine neue Gesprächssituation zwischen Staat und Flüchtling zu sorgen, begleitet von der Kirche. Für die Kirchen ist die Asylgewährung „ultima ratio“, also letztes Mittel, um in besonders gelagerten Härtefällen mögliche drohende Menschenrechtsverletzungen zu verhindern.

Grundsätzlich respektiert der Staat dieses Selbstverständnis der Kirchen. Auf dieser Grundlage haben die Kirchen im Jahre 2015 mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge eine Vereinbarung zur Regelung besonderer Härtefälle getroffen. Danach greift der Staat in solchen Fällen nicht ein und akzeptiert, dass während des Kirchenasyls die Abschiebung noch einmal juristisch überprüft wird. Im Gegenzug sind die Asyl gewährenden Kirchengemeinden vor Ort verpflichtet, jeden Einzelfall den Behörden sowie den zuständigen kirchlichen Stellen zu melden. Es geht also nicht darum, den Flüchtlingen heimlich Unterschlupf zu gewähren.

In der großen Mehrzahl aller Fälle von Kirchenasyl seit 2015 hat die erneute Prüfung zu einem positiven Ergebnis geführt, das heißt zu einem Bleiberecht für die betroffenen Flüchtlinge.

Das Recht auf Asyl stärken

Mit der Europäischen Menschenrechtskonvention und der Charta der Grundrechte der Europäischen Union sind grundlegende Rechte und Schutzansprüche für Flüchtlinge auf der Basis der Genfer Flüchtlingskonvention festgeschrieben. Alle Mitgliedsstaaten sind dazu verpflichtet, Geflüchteten Schutz zu gewähren und ihren Anspruch auf Asyl rechtsstaatlich zu prüfen.

Die tatsächliche Entwicklung des Flüchtlingsschutzes in der EU hinkt diesen Ansprüchen hinterher. Von einheitlichen Standards der Asylverfahren und der sozialen Teilhabe für Geflüchtete in den Mitgliedsstaaten kann trotz der EU-Richtlinien keine Rede sein. Besonders Staaten an den EU-Außengrenzen, insbesondere in Mittel- und Osteuropa sowie Südeuropa, verweigern faire Asylverfahren und angemessene Versorgung und Unterbringung. Durch die Verstärkung des Grenzschutzes mit dem Ziel der Abschottung der EU wird die Genfer Flüchtlingskonvention faktisch in Frage gestellt. Insbesondere die Weigerung, Schiffe mit aus Seenot geretteten Flüchtlingen in einen sicheren europäischen Hafen einlaufen zu lassen, ist aufs Schärfste zu kritisieren.

In Deutschland herrschen recht hohe Standards für die hier ankommenden Flüchtlinge. Dennoch trägt auch die Bundesrepublik die Politik der Abschottung Europas im Grundsatz mit. Hinter den „Asylpaketen“ I und II und dem „Gesetz zur Durchsetzung der Ausreisepflicht“ verbergen sich zahlreiche gesetzliche Regelungen, die abschrecken sollen und der Genfer Flüchtlingskonvention zuwiderlaufen.

Insbesondere kritisieren wir als EKvW die Möglichkeit, Asylantragssteller bis zu 24 Monate oder gar ohne zeitliche Begrenzung in der Erstaufnahme festzuhalten. In dieser Zeit gilt: keine Integrationskurse, keine Schulpflicht für die Kinder und keine Arbeitserlaubnis.

Problematisch ist es auch, die Hürden zu erhöhen für die Anerkennung von posttraumatischen Belastungsstörungen oder anderen Erkrankungen. Ethisch und rechtlich bedenklich ist die Verweigerung der Familienzusammenführung von Flüchtlingen mit „subsidiärem Schutz“. Dies steht dem Grundrecht auf Schutz von Ehe und Familie sowie der UN-Kinderrechtskonvention entgegen.

Diese Missstände werden wir als Kirche weiterhin deutlich beim Namen nennen. Wir werben für eine humane Flüchtlingspolitik in ganz Europa.

Sichere Passagen gewährleisten

Als *zusätzliches* Instrument setzt sich die EKvW dafür ein, besonders schutzbedürftigen Geflüchteten eine sichere Passage nach Deutschland zu ermöglichen, entsprechend zum in Italien bereits erfolgreich praktizierten Programm der „Humanitären Korridore“. Es handelt sich hierbei um ein Programm, das 2015 auf ökumenische Initiative der evangelischen Organisation „*Mediterranean Hope*“ vom Protestantischen Kirchenbund gemeinsam mit der Gemeinschaft Sant’Egidio in Kooperation mit dem italienischen Staat aufgelegt wurde. Die westfälische Landessynode hat ihre Bereitschaft zu einem Pilotprojekt mit zunächst rund 100 Plätzen verbindlich beschlossen. Zusammen mit den Geschwisterkirchen in NRW, der EKD und dem Diakonischen Werk setzt sich die EKvW gegenwärtig in Verhandlungen mit dem Bundesinnenministerium dafür ein, diesen Ansatz unter den entsprechenden Rahmenbedingungen in Deutschland umzusetzen. Dafür zeichnen sich Möglichkeiten ab im Rahmen eines Community Sponsorship-Pilotprojekts (CSP) der Bundesregierung im Zusammenhang mit ihrem aktuellen Resettlement-Programm. Wir wissen um den zunächst exemplarischen Charakter eines solchen Projektes.



„*Mediterranean Hope*“ (MH) ist die Flüchtlingshilfsorganisation unserer italienischen Partnerkirche der Waldenser und Methodisten, getragen von der Föderation der evangelischen Kirchen Italiens (FCEI). Über das Programm der Humanitären Korridore wurde inzwischen weit über 1.000 besonders schutzbedürftigen Menschen ermöglicht, mit einem humanitären Visum aus Flüchtlingslagern im Libanon legal nach Italien einzureisen. Dort übernahmen die Kirchen für die Zeit von Asylverfahren und Erstintegration ihre Unterbringung und Betreuung. Das Pilotprojekt war so erfolgreich, dass eine Anschlussvereinbarung weiteren 1.000 Geflüchteten eine sichere Passage nach Italien ermöglicht. Die Kooperation wurde ausgeweitet auf Betreiben der Katholischen Bischofskonferenz in Italien für Flüchtlinge aus dem Sudan. Sondierungen für einen Humanitären Korridor aus Marokko sind abgeschlossen. In Frankreich und Belgien gibt es inzwischen vergleichbare Vereinbarungen der Kirchen mit dem Staat.

4.3 Ein Einwanderungsgesetz einführen

Wir begrüßen ausdrücklich, dass sich endlich in der Politik ein Konsens über die Notwendigkeit eines Einwanderungsgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland abzeichnet. Um Zuwanderung und Integration zu gestalten, ist ein Gesamtkonzept erforderlich. Es muss klare Ziele festlegen: humanitärer Verantwortung gerecht werden, zur Sicherung des Wohlstands beitragen, das Zusammenleben von Deutschen und Zuwanderern verbessern und Integration fördern.

Ein Einwanderungsgesetz, das offiziell anerkennt, dass die Bundesrepublik ein Einwanderungsland ist, würde die Akzeptanz von Zuwanderung und kultureller Vielfalt fördern. Entsprechend gestaltete Kriterien, Regeln und Verfahren für Migration nach Deutschland würden in der gegenwärtig angespannten gesellschaftlichen Situation für Entspannung und Klarheit sorgen. Auch könnten durch ein Einwanderungsgesetz der demografisch bedingte Rückgang an qualifizierten Arbeitskräften gebremst und die Erwerbstätigkeit insgesamt gesteigert werden.

Ein solches Einwanderungsgesetz auf der Basis eines Gesamtkonzeptes „Migration und Integration“ wäre ein Perspektiv- und Paradigmenwechsel. Er würde Abschottung und Ausgrenzung überwinden und Wege zum Aushandeln von Regeln der Aufnahme von Zuwandernden konstruktiv beschreiben. Dieses Einwanderungs- und Integrationsgesetz müsste ein humanes und menschenrechtsorientiertes Flüchtlingsrecht ausdrücklich einschließen, das an die Genfer Flüchtlingskonvention gebunden ist. Integrationsmaßnahmen müssten Geflüchteten wie anderen Zugewanderten in gleicher Weise offen stehen.



Die Schlüssel-Entscheidungen zum Umgang mit den Flüchtlingen wurden top-down getroffen und von vielen Medien (gefühl) top-down kommuniziert – vorbei an den dafür vorgesehenen Willensbildungsprozessen. Der Wandel zur Migrationsgesellschaft wird aber nur gelingen, wenn er demokratisch bestätigt wird.

Markus Langer, Leiter Markenkommunikation, Evonik Industries AG

4.4 Position beziehen

Die Würde jedes Menschen ist unantastbar

Der Mensch ist Gottes Ebenbild. Darin begründet sich seine unveräußerliche Würde. Weil uns das Engagement für Menschenrechte wichtig ist, positionieren wir uns als Evangelische Kirche von Westfalen für das humanitäre Völkerrecht und die menschenrechtlichen Grundlagen der Europäischen Union. Vor diesem Hintergrund setzt sich die EKvW in vielfältiger Weise für die Rechte von Geflüchteten, Zugewanderten und Menschen mit Migrationsgeschichte ein. Dabei gilt der Grundsatz, dass *alle* Mitglieder der Gesellschaft ein Anrecht auf Teilhabe und gerechte Lebensperspektiven haben.

Integration als „Motor sozialer Erneuerung“

Angesichts der Integrationsaufgabe, vor die die Zuwanderung uns stellt, sind Probleme der Armut noch dringlicher geworden. Ihnen hätte sich unsere Gesellschaft schon früher stellen müssen.

Die Armutsquote in Deutschland bewegt sich seit Jahren auf hohem Niveau. 2017 galten rund 16 Prozent der Bevölkerung als arm. Immer mehr Menschen leben trotz Erwerbsarbeit unterhalb der Armutsschwelle. Besonders von Armut bedroht sind kinderreiche Familien, Alleinerziehende, Menschen mit Migrationsgeschichte und zunehmend Rentnerinnen und Rentner. Die Kinderarmut liegt mit 19 Prozent deutlich über dem Bevölkerungsdurchschnitt. In einigen Großstädten des Ruhrgebiets macht die Gruppe der von Armut Bedrohten fast zwei Drittel der Bevölkerung aus. Der Bildungserfolg bzw. -misserfolg wird immer noch stark von der sozialen Herkunft bestimmt. Die Ausgrenzung in, aber auch zwischen Kommunen nimmt zu. Die Zahl benachteiligter Quartiere wächst. Bezahlbarer, guter Wohnraum fehlt zunehmend, weil unter anderem Investitionen in den sozialen Wohnungsbau versäumt wurden.

Obwohl diese Probleme schon lange bestehen, werden zu Unrecht oft Geflüchtete für sie verantwortlich gemacht. Bestimmte Gruppierungen versuchen, Sozialneid und Rassismus zu schüren und Armut gegen Armut auszuspielen, benachteiligte Hiesige – oft auch mit Migrationsgeschichte – gegen Geflüchtete. Die Not ist den Ärmsten gemeinsam. Der Notstand (zum Beispiel fehlender bezahlbarer Wohnraum für Wohnungslose und psychisch Kranke) wird verschärft, wenn Hiesige und Migranten sich um zu knappe Ressourcen streiten müssen.

Daraus folgt: Es ist eine Politik notwendig, die das soziale Zusammenleben insgesamt in den Blick nimmt und benachteiligte Einheimische wie Migranten unterstützt. Instrumente der Politik sowie der Stadtplanung und Quartiersentwicklung müssen mit Blick auf die Bedürfnisse von Hiesigen *und* Zugewanderten, insbesondere Geflüchteten, weiterentwickelt und verknüpft werden. Ein zwischen Bund, Ländern und Kommunen abgestimmtes, umfassendes Integrationskonzept ist zu entwickeln und umzusetzen. Hierzu gehören unter anderem der Ausbau des sozialen Wohnungsbaus, ein zusammenführendes und nicht aussonderndes Bildungssystem, Maßnahmen der Familienförderung und der Bekämpfung der Kinderarmut, die Entwicklung von benachteiligten Quartieren unter Einbeziehen der Bewohnerinnen und Bewohner sowie Zugänge zum Arbeitsmarkt für alle Menschen gleich welcher Herkunft.

Eine querschnittsorientierte Integrationspolitik könnte so zu einem Motor umfassender sozialer Erneuerung in unserem Land werden.

Umgang mit Rechtspopulismus

Die Verunsicherung durch migrationsbedingte Veränderungen im Lebensumfeld führt zu Abschottungstendenzen in Teilen der Bevölkerung. Sie ist sehr ernst zu nehmen. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit sind auch in Kirchengemeinden vorhanden.

Umso wichtiger ist es, dass Kirchen sich in der Öffentlichkeit schützend vor Menschen stellen, die Angriffen aus rechtsextremen oder fremdenfeindlichen Motiven ausgesetzt sind. Versachlichende kirchliche Stellungnahmen zu menschenfeindlichen Positionen müssen die „rote Linie“ zwischen Meinungsfreiheit einerseits und andererseits Rechtsextremismus, Antisemitismus, Rassismus und Volksverhetzung klar benennen. Die Kirche sollte die berechtigten Anliegen von Zuflucht Suchenden und benachteiligten Hiesigen zur Sprache bringen. Gesellschaftliche Probleme wie wachsende Armut, Aussonderung, mangelnde Teilhabe müssen klar benannt werden.

Die Kirchengemeinden verfügen über Räume, die zur offenen Kommunikation und Diskussion genutzt werden können. Menschen sollten nicht nur ermutigt werden, über ihren Glauben zu sprechen. Sie sollten auch ihre Ängste und Zukunftssorgen thematisieren können. Kirche muss ein angstfreier Raum sein, in dem auch abweichende Meinungen ausgesprochen werden können – jeweils in Respekt vor dem Andersdenkenden.

Wichtig sind demokratiestärkende Bildungsangebote an den unterschiedlichen kirchlichen Orten mit ihren jeweiligen Zielgruppen (Kindertagesstätten und Jugendarbeit, Schulen, kirchliche Erwachsenen- und Familienbildung, Männer- und Frauenarbeit, Evangelische Akademie etc.). Darüber hinaus gilt es, die interkulturelle Kompetenz von Mitarbeitenden zu stärken und die kulturelle Öffnung von Kirchen und Gemeinden zu fördern.

Fazit

„Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“ Als Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen sind wir davon überzeugt: Dieses Wort Jesu gewinnt gerade wieder an Aktualität.

Menschen sind verschieden; denn Gottes Schöpferhandeln ist bunt und vielfältig. Aus der Verschiedenheit der Menschen resultiert Vielfalt und Unterschiedlichkeit, die auch in Gegensätzen und Auseinandersetzungen Ausdruck finden können.

Menschen sind aufeinander angewiesen, sie nehmen einander an, sie leben auch davon, dass sie von Gott angenommen sind. In diesem Horizont kann menschenwürdiges Leben Raum gewinnen.

In der Begegnung mit Geflüchteten, Hungernden, Dürstenden, Nackten, Unbehausten, Gefangenen und Verlorenen treffen wir auch auf eigenes Versagen und eigene Sünde. Es ist Christus selbst, der uns im leidenden Mitmenschen begegnet und uns zur Umkehr und in ein Leben ruft, das diesen Namen verdient.

Dieser Ruf zur Umkehr muss umso lauter werden, je mehr sich Menschen einander verschließen und einander mit Propaganda und Gewalt übertönen. Wir sehen die Gefahr, dass die Selbstverschließung von Menschen gegen Freund und Feind weiter zunimmt.

Wir wollen mit unserem öffentlichen Wort ermutigen und ermuntern. Vor allem jene, die sich an ihrem Ort der Verantwortung auf den langen, steilen und steinigen Weg der Versöhnung begeben. Es geht darum, den Ertrinkenden die Hand, den Verstummen eine Stimme und den Entrechteten Recht zu geben. Es geht darum, Verhältnisse zu schaffen, in denen die Ursachen menschlichen Elends verringert werden, konkrete Hilfe geleistet und nicht unter dem Anschein des Rechts verweigert wird. Es geht darum, in unserer von Migration mitgeprägten Gesellschaft Vielfalt zu bejahen. Wir wollen Wege des Miteinanders eröffnen und so gestalten, dass alle teilhaben können. Integration ist keine Einbahnstraße. Wir wollen dazu Mut machen, sich für den gemeinsamen Weg der Integration zu öffnen.

Es ist uns bewusst, dass wir Christinnen und Christen in Vergangenheit und Gegenwart an diesen Aufgaben auch selbst immer wieder gescheitert sind und immer noch scheitern. Der Ruf zur Umkehr aus der Entfremdung von Gott gilt zuerst uns selbst. Wir wissen uns verbunden mit allen, die unterwegs sind zu einem Leben in Vielfalt. Mit ihnen zusammen wollen wir uns der Herausforderung stellen, die sich für uns aus der Erfahrung des Glaubens an Jesus Christus ergibt:

„Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“

Zum Zustandekommen dieses Textes haben beigetragen:

Prof. Dr. Dieter Beese
Landeskirchenrat,
Evangelische Kirche von Westfalen

Dr. Michael Bertrams
Mitglied der Kirchenleitung,
Evangelische Kirche von Westfalen

Christina Biere
MÖWe-Regionalpfarrerin
für die Kirchenkreise Dortmund, Hagen,
Hattingen-Witten und Schwelm

Christian Binder
Pfarrer im Fachbereich Gottesdienst
und Kirchenmusik, Institut für Aus-,
Fort- und Weiterbildung der
Evangelischen Kirche von Westfalen

Monsignore Dr. Michael Bredeck
Priester und Leiter der Zentralabteilung
Entwicklung, Erzbischöfliches Generalvikariat
des Erzbistums Paderborn

Klaus Breyer
Pfarrer und Leiter des Instituts
für Kirche und Gesellschaft der
Evangelischen Kirche von Westfalen

Prof. Dr. Martin Büscher
stellvertretender Institutsdirektor, Rektor der
Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel

Prof. Dr. Mark Burrows
Dozent für Gemeindepädagogik
und Diakonie, Evangelische Hochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe

Prof. Dr. Klara Butting
Leiterin des Zentrums für biblische Spiritualität
und gesellschaftliche Verantwortung
an der Woltersburger Mühle

Elsie Joy de la Cruz
Pfarrerin im Evangelischen Kirchenkreis Vlotho

Carmen Damerow
Dezernat 22: Weltmission, Ökumene
und kirchliche Weltverantwortung,
Evangelische Kirche von Westfalen

Dr. Jan-Dirk Döhling
Kirchenrat, Dezernent für gesellschaftliche
Verantwortung, Evangelische Kirche von Westfalen

Dietrich Eckeberg
Referent und Geschäftsführer des Fachverbandes
Migration und Flucht, Diakonisches
Werk Rheinland-Westfalen-Lippe

Martina Espelöer
Superintendentin,
Evangelischer Kirchenkreis Iserlohn

Dirk Gellesch
Mitglied der Kirchenleitung,
Evangelische Kirche von Westfalen

Jens Hansen
Pfarrer und Mitglied der Kirchenleitung;
Waldenserkirche in Italien

Dr. Thomas Heinrich
Landeskirchenrat,
Evangelische Kirche von Westfalen

Albert Henz
Theologischer Vizepräsident i. R.,
Evangelische Kirche von Westfalen

Beate Heßler
Pfarrerin, Fachstelle Gemeinsam Kirche sein
und Ökumenische Frauenarbeit, Amt für Mission,
Ökumene und kirchliche Weltverantwortung
der Evangelischen Kirche von Westfalen

Gerd-Matthias Hoeffchen
Chefredakteur, Unsere Kirche

Helge Hohmann
Pfarrer und und Beauftragter
für Zuwanderungsarbeit der Evangelischen Kirche
von Westfalen, Institut für Kirche und Gesellschaft
der Evangelischen Kirche von Westfalen

Wolfgang Hüllstrung
Pfarrer, Evangelische Kirche im Rheinland

Prof. Dr. Traugott Jähnichen
Dozent für Christliche Gesellschaftslehre,
Ruhr-Universität Bochum

Dirk Johnen
Redakteur, Amt für Mission, Ökumene
und kirchliche Weltverantwortung der
Evangelischen Kirche von Westfalen

Christa Kronshage
Mitglied der Kirchenleitung,
Evangelische Kirche von Westfalen

Ralf Lange-Sonntag
Theologischer Referent für die Bereiche
„Weltreligionen, insbesondere Islam“ sowie
„Mittlerer und Naher Osten“ im Landeskirchenamt,
Evangelische Kirche von Westfalen sowie
Fachstelle „Christlich-islamischer und
interreligiöser Dialog“ im Amt für Mission,
Ökumene und kirchliche Weltverantwortung

Christoph Lindemann
Stabsstelle Kommunikation,
Evangelische Kirche von Westfalen

Dr. Ulrich Möller
Oberkirchenrat, Dezernent für Weltmission,
Ökumene und kirchliche Weltverantwortung
Evangelische Kirche von Westfalen

Annette Muhr-Nelson
Pfarrerin und Leiterin des Amtes für Mission,
Ökumene und kirchliche Weltverantwortung
der Evangelischen Kirche von Westfalen

Dr. Jean Gottfried Mutombo
MÖWe-Regionalpfarrer für die
Kirchenkreise Unna, Hamm, Münster,
Steinfurt-Coesfeld-Borken und Tecklenburg

Prof. Dr. Alexander-Kenneth Nagel
Geschäftsführender Direktor und
Dozent am Institut für Soziologie
der Sozialwissenschaftlichen Fakultät,
Georg-August-Universität Göttingen

Ingo Nesperke
Pfarrer und Leiter des Instituts für
Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste

Doris Peschke
Referentin – Projektleitung „Wege in die Legalität“
Diakonisches Werk in Hessen und Nassau
und Kurhessen-Waldeck e.V.

Anne Rabenschlag
Geschäftsführerin, Diakonisches Werk
Dortmund und Lünen gGmbH

Prof. Dr. Gerhard K. Schäfer
Rektor a.D., Evangelische Hochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe

Mehrdad Sepehri Fard
Pastor in der Projektstelle „Seelsorge für
persischsprachige Christinnen und Christen“
der Evangelischen Kirche von Westfalen

Prof. Dr. Michael Welker
Geschäftsführender Direktor des
Forschungszentrum Internationale
und Interdisziplinäre Theologie (FIIT),
Universität Heidelberg

Dr. Katalina Tahaafe-Williams
Programmreferentin für Mission
und Evangelisation, Ökumenischer Rat der Kirchen

Prof. Dr. Peter Wick
Lehrstuhl für Exegese und Theologie
des Neuen Testaments, Geschichte des
Urchristentums an der Evangelisch-Theologischen
Fakultät der Ruhr-Universität Bochum

Birgit Worms-Nigmann
Pfarrerin und Mitglied der Kirchenleitung,
Evangelische Lydia-Kirchengemeinde Dortmund

Dr. Claudia Währisch-Oblau
Pfarrerin, Leiterin der Abteilung Evangelisation,
Vereinte Evangelische Mission

Literaturverzeichnis/Quellen:

Asyl in der Kirche (o. J.): **20 Jahre Asyl in der Kirche.** Eine dokumentarische Ausstellung. Ein Leitfaden zum Rundgang durch die Wanderausstellung.

URL: www.kirchenasyl.de

Bade, Klaus J. (2017): **Migration – Flucht – Integration.** Kritische Politikbegleitung von der „Gastarbeiterfrage“ bis zur „Flüchtlingskrise“. Erinnerungen und Beiträge

URL: www.imis.uni-osnabrueck.de/fileadmin/4_Publikationen/PDFs/Bade_Migration.pdf [11. Juli 2017]

Baumann, Martin (2004): **Religion und ihre Bedeutung für Migranten.** Zur Parallelität von „fremd“-religiöser Loyalität und gesellschaftlicher Integration.

In: Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.): Religion – Migration – Integration in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Berlin, Seiten 19–30

Beese, Dieter: **Barmherzigkeit**

In: Friedrich, Norbert u.a. (Hrsg.): Diakonie-Lexikon. Göttingen 2016, Seiten 46–49

Benz, Benjamin: **Armenhilfepolitik. Soziale Arbeit als „Hilfe unter Protest“ am Beispiel der Tafeln.**

In: Ders. u. a. (Hrsg.), Politik Sozialer Arbeit, Band 2: Akteure, Handlungsfelder und Methoden. Weinheim 2014, Seiten 122–140

Brot für die Welt –
Evangelischer Entwicklungsdienst (2017):
Flucht(ursachen)bekämpfung.

Standpunktpapier. Berlin

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) (2016): **Wanderungsmonitoring: Erwerbsmigration nach Deutschland.** Jahresbericht 2015.

URL: <http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Broschueren/wanderungsmonitoring-2015.pdf> [21. Juli 2017]

Bundesverwaltungsamt (BVA) (o.J.):
Spätaussiedler und ihre Angehörigen. Zeitreihe 1992–2015. Herkunftsstaaten – ehemalige Sowjetunion.

URL: www.bva.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/Statistik/Zeitreihe_1992_2015_SES.pdf [17. August 2017]

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (2009):
„... denn ihr seid selbst Fremde gewesen.“ Vielfalt anerkennen und gestalten.

EKD Text 108, Hannover

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) (2017):
„... und ihr habt mich aufgenommen.“ Zehn Überzeugungen zu Flucht und Integration aus evangelischer Sicht.

URL: www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/2017-04-11_Wort_zur_Lage.PDF

Gemeinsam evangelisch. Erfahrungen, theologische Orientierungen und Perspektiven für die Arbeit mit Gemeinden anderer Sprache und Herkunft.

EKD Text 119, Hannover 2014.

URL: www.ekd.de/Gemeinsam-evangelisch-1091.htm

Deutsche Hugenotten-Gesellschaft e.V. (2017):
Geschichte der Hugenotten.

URL: www.hugenotten.de/hugenotten/geschichte.php [17. Juli 2017]

Die Bundesregierung (o.J.): **Flucht und Asyl: Fakten und Hintergründe.**

URL: <https://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/flucht-und-asyl> [8. August 2017]

Gatrell, Peter (2016):
60 Jahre Genfer Flüchtlingskonvention.

In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Aus Politik und Zeitgeschichte (26/27-2016). Flucht historisch. Bonn, Seiten 25–32

Hamann, Ulrike/Karakayali, Serhat/
Höfler, Leif Jannis/Lambert, Laura/
Meyer, Leoni (2017): **Pionierinnen der Willkommenskultur.** Strukturen und Motive des Engagements für Geflüchtete.

In: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung (Hrsg.): Forschungsbericht. Forschungs-Interventions-Cluster „Solidarität im Wandel?“. Humboldt-Universität zu Berlin, Seiten 102–118

Heidelberger Institut für internationale
Konfliktforschung (2016):
Conflict-Barometer 2015

Hirsch, Thomas/Schalke, Ingrid (2009):
Auswirkungen der Wirtschafts-, Klima- und Ernährungskrise auf extrem Arme.

In: Social Watch Deutschland (Hrsg.): Globale Krisen. Soziale Auswirkungen – politische Konsequenzen. Ein internationaler Bericht zivilgesellschaftlicher Organisationen über den Fortschritt bei der Armutsbekämpfung und Gleichstellung der Geschlechter. Montevideo

Institut für Kirche und Gesellschaft der
Evangelischen Kirche von Westfalen:
Was Engagierte bewegt. Ergebnisse einer Befragung von Engagierten in der Flüchtlingsarbeit (2018)

URL: www.kircheundgesellschaft.de/fileadmin/Dateien/Das_Institut/FMI_Engagiert-in-Vielfalt/181010_Broschuere_Engagiert_in_Vielfalt_-_Was_Engagierte_bewegt.pdf

Kahl, Werner: **Vom Verweben des Eigenen mit dem Fremden.** Impulse zu einer transkulturellen Neuformierung des evangelischen Gemeindelebens. Studien zu interkultureller Theologie an der Missionsakademie

Missionshilfeverlag Hamburg 2016, URL: http://www.missionsakademie.de/de/pdf/sitma_9.pdf

Koopmann, Ruud (2017):
Assimilation oder Multikulturalismus?
Bedingungen gelungener Integration

Kühn, Heinz (1979):
Stand und Weiterentwicklung der Integration der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familien in der Bundesrepublik Deutschland: Memorandum der Beauftragten der Bundesregierung.

Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung, Bonn. URL: www.migration-online.de/data/khnmemorandum_1.pdf [17. Juli 2017]

Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen (2016a):
Teilhabe- und Integrationsbericht Nordrhein-Westfalen.

1. Bericht nach § 15 des Teilhabe- und Integrationsgesetzes, Düsseldorf.

URL: www.integrationsmonitoring.nrw.de/integrationsberichterstattung_nrw/berichte_analysen/Zuwanderungs-_und_Integrationsberichte/index.php [17. Juli 2017]

Nagel, Alexander K./El-Menouar, Yasemin (2017):
Engagement für Geflüchtete – eine Sache des Glaubens?

Die Rolle der Religion für die Flüchtlingshilfe.

Bertelsmann Stiftung, Gütersloh. URL: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/Projekte/51_Religionsmonitor/BSt_ReligionsmonitorFluechtlingshilfe_3_2017_web.pdf [11. Juli 2017]

PRO ASYL (2017): **EU-Asylpolitik. Ein Überblick.**

URL: www.proasyl.de/thema/eu-asylpolitik/ [19. Juli 2017]

PRO ASYL, Diakonie Deutschland, u. a. (2013):
Memorandum Flüchtlingsaufnahme in der Europäischen Union: Für ein gerechtes und solidarisches System der Verantwortlichkeit.

URL: www.proasyl.de/wp-content/uploads/2015/12/PRO_ASYL_Memorandum_Dublin_deutsch_Maerz_2013-1.pdf

PRO ASYL, Diakonie Deutschland, u. a. (2016):
Memorandum für faire und sorgfältige Asylverfahren in Deutschland. Standards zur Gewährleistung der asylrechtlichen Verfahrensgarantien.

URL: www.proasyl.de/wp-content/uploads/2016/11/PRO_ASYL_Memorandum_BAMF_Broschuere_Web_Nov16.pdf

Sachverständigenrat Deutscher Stiftungen für Migration (2018): **Steuern, was zu steuern ist: was können Einwanderungs- und Integrationsgesetze leisten?** Jahresgutachten 2018

Osnabrück

Schäfer, Gerhard (Hrsg.), u. a. (2016):
Geflüchtete in Deutschland.
Ansichten – Allianzen – Anstöße

Statistisches Bundesamt (2017): **Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Ausländische Bevölkerung.** Ergebnisse des Ausländerzentralregisters 2016.

Fachserie 1, Reihe 2. URL: www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/MigrationIntegration/AuslaendBevoelkerung2010200167004.pdf?__blob=publicationFile [22. Juli 2017]

Südwind e.V. – Institut für Ökonomie und Ökumene (2017): **Migration und Flucht in Zeiten der Globalisierung.**

Die Zusammenhänge zwischen Migration, globaler Ungleichheit und Entwicklung

Bonn

„... und der Fremdling, der in deinen Toren ist.“

Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht (1997)

Bonn/Frankfurt am Main/Hannover

Von Vieregge, Henning (2017):
Vertrauensbildung und Beheimatung. Flüchtlingshilfe als Chance für Kirchengemeinden

Deutsches Pfarrernetz 5/17. URL: www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/archiv.php?a=show&id=4282 [31. Juli 2017]

Wegner, Gerhard (2016):
Religiöse Kommunikation und soziales Engagement. Die Zukunft des liberalen Paradigmas.

Leipzig

**Herausgegeben von der Kirchenleitung
der Evangelischen Kirche von Westfalen**

Impressum:

Altstädter Kirchplatz 5
33602 Bielefeld
Telefon / -fax: 0521 594-0 / -129
E-Mail: landeskirchenamt@lka.ekvw.de
www.evangelisch-in-westfalen.de

Geschäftsführung und Redaktion:

Prof. Dr. Dieter Beese, Bielefeld
Carmen Damerow, Bielefeld
Dr. Jan-Dirk Döhling, Bielefeld
Prof. Dr. Traugott Jähnichen, Bochum
Dirk Johnen, Dortmund
Dr. Ulrich Möller, Bielefeld (Federführung)
Annette Muhr-Nelson, Dortmund

Gestaltung:

Christoph Lindemann, Bielefeld

Produktion:

wbv Media GmbH & Co. KG, Bielefeld

Stellungnahmen senden Sie bitte an das Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Westfalen,
Carmen Damerow, E-Mail: damerow@kircheundmigration.ekvw.de.

Die Erfahrungsberichte, Gestaltungsideen, Projektbeschreibungen, Veranstaltungen und Kommentare
schicken Sie bitte an Annette Muhr-Nelson, E-Mail: muhr-nelson@kircheundmigration.ekvw.de.